

DONAU





GERMANY

München

AUSTRIA

Wien

SLOVAKIA

Bratislava

HUNGARY

Budapest

CROATIA

Zagreb

Beograd

Uwe Rada / Andrej Ivanji (HG.)

Geschichte im Fluss

DONAU

Brücken der Erinnerung



Originalausgabe Mai 2013

© Onlinedossier: **Geschichte im Fluss. Flüsse als europäische Erinnerungsorte**

www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-im-fluss/

Quelle: **Bundeszentrale für politische Bildung**, www.bpb.de 2013

Creative Commons-Lizenz [by-nc-nd/3.0/de](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/)

Printausgabe: **Geschichte im Fluss, Donau, Brücken der Erinnerung**, in Zusammenarbeit mit der **Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ GmbH)**

Design: **Ivan Hrašovec**

Druck: **Publikum, Belgrad**

Inhalt

Vorwort 7

Momir Turudić

Ein versunkenes Paradies 11

Ivan Ivanji

Meine Donau 23

Karl-Markus Gauß

Das kurze Glück der Donauschwaben 35

Muharem Bazdulji

Donauland Bosnien. 44

Dragan Velikić

Vukovar und die Serben 55

Miljenko Jergović

Der kroatische Kampf um Vukovar 62

Andrej Ivanji

Brücken der Erinnerung 73

Die Autoren 86



Kriegsfluss, Friedensfluss

Flüsse kennen keine Nationen. Sie haben keine Farben, aus denen man Nationalflaggen nähen kann. Die nationale Bedeutung, von denen in manchen Liedern oder an den Monumenten an ihren Ufern die Rede ist, ist eine Hinterlassenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Flüsse mögen sie nicht. Sie scheren sich nicht um Grenzen. Auch deshalb sind sie die besten Botschafter Europas – und ein Gegengift gegen die zunehmende Renationalisierung der Erinnerung.



Das ist die optimistische Sicht, die vor allem die großen Ströme Mittel – und Osteuropas wieder zulassen. Die Oder zum Beispiel, ein Fluss, der über Jahrzehnte hinweg ein Symbol für die deutsch-polnische Grenze geworden, ist nicht mehr länger ein „Strom am Kartenrand“, wie ihn einst der Osteuropahistoriker Karl Schlögel bezeichnete. Vielmehr ist er nun ein deutsch-polnischer Fluss, ein narrativer Raum, in dem sich die Menschen zu beiden Seiten ihre Geschichte und Geschichten erzählen. Das Beispiel der Oder zeigt, dass die Geschichte nicht nur teilen, sondern auch verbinden kann. Voraussetzung dafür ist, dass man die Geschichte der anderen kennt, dass man die Perspektiven wechseln kann. Die Flüsse, die über die Jahrhunderte hinweg so viele Grenzziehungen erlebten, laden zu diesem Perspektivenwechsel geradezu ein.

Gilt das auch für die Donau?

György Konrád, der große ungarische Essayist, hat einmal gestanden, dass er in Budapest am liebsten auf die Donau schaue. Ein wenig spiele dabei auch das Fernweh eine Rolle. „Seevölker sind immer weltoffen, wir aber, Bayern, Österreicher, Ungarn und Serben, haben kein Meer“, bedauert Konrad, der 1933 in Debrecen geboren wurde und nur knapp den Nazis entkam. „Für uns ist die Donau die Verheißung des Meeres. Über sie können wir zu fernen Gestaden gelangen; sie durchquert uns und löst unser Eingesperrtsein auf.“ Der Fluss als Fenster in die Ferne. Das ist der Blick auf die Donau, den Konrád wieder wagen will. Der andere, der pessimistische, war vor nicht allzu langer Zeit traurige Realität. „Das erste Opfer des Kriegs ist die Brücke“, weiß auch der Essayist. An der Donau ging der jüngste Krieg in Europa erst 1999 zu Ende. Nun aber ist dieser Krieg zu Ende, und vor der Donau stehen die Aufgaben der Zukunft. Nicht mehr länger teilen soll dieser vielleicht europäischste Fluss des Kontinents, sondern Teil einer neuen europäischen Zusammenarbeit werden.

Die Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit GIZ weiß um diese „Ressource“ Hoffnung, die die Donau auf ihrem Lauf vom Schwarzwald bis ins Schwarze Meer mit sich trägt. In Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) gibt sie deshalb dieses Buch heraus. Die Texte, die sie versammelt, stammen allesamt aus dem Onlinedossier „Geschichte im Fluss“ der bpb. Erstmals liegen sie nun auch in serbischer und englischer Sprache vor.

Die Blicke, die Karl-Markus Gauß, Ivan Ivanji, Andrej Ivanji, Momir Turudić, Muharem Bazdulj, Dragan Velkić und Miljenko Jergović auf die Geschichte der Donau, ihre eigene Geschichte mit dem Fluss und die



Hoffnung auf ihre Zukunft werfen, kehren die schwierigen Kapitel nicht unter die Decke. Aber auch das gehört zum Perspektivenwechsel, der an der Donau wieder geübt wird, wie das Beispiel Vukovar zeigt. Nur wenn eine nationale Erzählung von einer anderen ergänzt wird, kann man diese auch hinterfragen. Kann die Ereignisse trennen von der Propaganda des Krieges und einer Geschichtspolitik, der es nicht um Versöhnung geht, sondern um die Festigung von Feindbildern. Dragana Velkić und Miljenko Jergović sind dieses Experiment eingegangen.



In einen ganz anderen Dialog miteinander treten Ivan Ivanji, der Vater, und Andrej Ivanji, der Sohn. Am Ende seines Textes „Meine Donau“ berichtet der Vater, wie der Sohn seine Geschichte scheinbar nur beiläufig zur Kenntnis nimmt. Doch mit seiner eigenen Geschichte „Brücken der Erinnerung“ zeigt der Sohn, dass er den Faden aufgenommen hat – und fortspinnt. Ein Faden, der vom Alltag eines jüdischen Jungen in der Batschka, über das antijüdische Massaker von Novi Sad und Auschwitz bis zu den jüngsten Bombardierungen 1999 in Novi Sad und Belgrad reicht. Und mitten drin war und ist die Donau.

Ganz andere Beziehungen zu diesem Fluss haben Karl-Markus Gauß, Muharem Bazdulji und Momir Turudić. Gauß erzählt die Geschichte der Donauschwaben und der Besiedlung der einst österreichischen Grenzlande zum Osmanischen Reich durch neue Siedler. Die Geschichten, die die Nachfahren der Donauschwaben weitertragen, vernimmt man heute in Österreich ebenso wie in New York. Muharem Bazdulji wiederum betreibt eine geografisch-kulturelle Vermessung Bosnien-Herzegowinas – und berichtet, dass

Bosnien über die Save und die Donau ganz selbstverständlich zu Mitteleuropa gehört, während die Herzegovina mit der Neretva sich dem Adriatischen Meer zuwendet. Momir Turidić schließlich erzählt von einer untergegangenen Welt – dem ethnisch und kulturell gemischten Alltag auf der untergegangenen Insel Ada Kaleh – die heute vielleicht wieder zum Vorbild für die Zukunft werden kann.

Für Gyorgy Konrád ist das eine Aufgabe, in deren Mittelpunkt ganz selbstverständlich ein Strom stehen kann: „Wer den Fluss achtet“, ist er überzeugt, „der achtet auch seinen Nächsten.“



Uwe Rada und **Andrej Ivanji**

im Mai 2013

Ein versunkenes Paradies

Durch die Ornamente am Fenster, die die Worte *Ada Kaleh* umrahmen, fallen die Strahlen der Novembersonne und beleuchten einen großen Raum, in dem jedes Detail Orient atmet – die geschnitzten Stühle, die niedrigen Tische, die Fliesen mit Arabesken auf dem Boden, die Kronleuchter. Die Luft ist schwer, abgestanden, man fühlt, dass der Raum lange nicht gelüftet wurde. Emil Popesku bringt den Kaffee und gießt ihn in die Mokka-Tasse. Ein Geruch verbreitet sich, den ich kenne, der Geruch von Kaffee, der aus Bohnen gekocht wurde, die jemand selbst geröstet und in einer Handmühle gemahlen hat.

Ich habe ihn lange nicht mehr gerochen, aber ich habe ihn nach vierzig Jahren immer noch in der Nase. Ich war sieben Jahre alt, als meine Tante mich auf den Markt von Višegrad mitnahm zu Besuch bei befreundeten Muslimen. Bei Türken, wie man, damals ohne Boshaftigkeit, in den serbischen Dörfern sagte, wenn man von der anderen Seite der Donau sprach. Damals habe ich zum ersten Mal den Orient geschmeckt. Seitdem ist er in mir, dieser Geschmack. Er treibt mich dazu, ihn zu suchen, egal wo ich bin.

Das Café von Emil Popesku

Von Gerüchen spricht auch Emil Popesku: „Als ich hörte, dass mit dem Bau des Staudamms die Insel untergehen würde, wollte ich wenigstens etwas von dem retten, was uns Leute aus Turnu Severin mit diesem Ort verbindet. Ich habe nicht auf der Insel gelebt, aber als



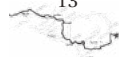
Kind bin ich oft dort gewesen, auch als junger Mann. Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen: Die Ada Kaleh war ein Korb voller Blumen in der Donau, Rosen, Feigen, Trauben, Oliven, Leute.“

Popesku setzt sich: „Ich hatte dort viele Freunde, ich wollte ihnen helfen, damit sie, wenn sie sie umgesiedelt haben, wissen wohin. Und auch, dass sie dann tun können, was sie dort getan haben. Sie stellten Lokum her, also türkischen Honig, Marmelade aus Rosen, und *diesen* Kaffee. Das letzte Mal führte ich meinen Sohn dorthin, als er vier Jahre alt war. Er sagt bis heute, dass er sich an alles erinnert.“

Das Café in Turnu Severin, der rumänischen Donau – und Grenzstadt zu Serbien, hat Popesku 1968 eröffnet, dem Jahr in dem der Staudamm gebaut wurde und die Leute auf der Insel umgesiedelt wurden. Ihr zu Ehren hat er sein Café *Ada Kaleh* genannt. Auch sein Café ist nicht mehr da, wo es einmal war. „Das alte Café war irgendwie schöner, aber sie haben das Haus und noch ein paar andere zerstört, als sie den Springbrunnen im Stadtzentrum gebaut haben, diesen großen aus Metall. Danach bin ich hierher umgezogen. Vier Jahre lang habe ich es eingerichtet, mich um jedes Detail gekümmert.“

Während er erzählt, zündet sich Emil eine Zigarette an und ascht in eine große, rostige Dschezva, den kleinen Topf, in dem normalerweise türkischer Kaffee gekocht wird. „Diese Dschezva“, erklärt er, „benutze ich nicht mehr, aber damals wurden in ihr zehn Kaffees auf einmal gekocht. In mein Café kamen ganz unterschiedliche Gäste, sowohl wegen dem Kaffee als auch wegen der Süßigkeiten und wegen allem anderen auch. Mal kam ein ganzer Autobus Arbeiter direkt aus der Fabrik, aber auch die Reicheren kamen, zwei Präsidenten Rumäniens waren hier, als sie Turnu Severin besuchten.“

Im Café, erzählt Emil, hätten seine Freunde von der Insel gearbeitet – in türkischer Tracht, mit Fes auf dem Kopf. Dann begann das Geschäft schlechter zu laufen. „2009 habe ich schließlich zugemacht. Ich glaube nicht, dass ich wieder anfangen werde, jetzt gibt es neue Gesetze. Wenn du Kuchen machen willst, brauchst du eine Erlaubnis zur Herstellung, viele Genehmigungen. Viele Türken sind gegangen, es gibt noch ein paar in der Stadt, sie sind alt und krank, wie ich. Die Jungen suchen heute andere Dinge, sie trinken Espresso oder Nescafé. Wer trinkt schon türkischen Kaffee?“



Eine Insel, viele Namen

Wie das Café verschwand auch die Insel, die ihm den Namen gegeben hat. Das war schon zwei Jahre, nachdem Emil Popesku sein Café eröffnet hatte. 1970 überflutete die Donau die 1.750 Meter lange, kaum einen halben Kilometer breite Insel, auf der sich genug Legenden und Geschichte für mehrere Generationen gesammelt hatten. Die Überlieferung besagt, dass eben dort, auf diesem Fleckchen Erde mitten in der Donau, wo das Klima so mild ist wie das ihrer Heimat weit im Süden, die Argonauten rasteten und das erste Mal Oliven sahen. Die nahmen sie von der Ada Kaleh mit in die antike Welt.

Reich an Geschichte war die Ada Kaleh wegen ihrer Lage. Wer ihr Herr war, beherrschte den unteren Lauf der Donau: Die Ada Kaleh war der Eingang zur Fahrt durch das Eiserne Tor. Erzählungen aus alten Zeiten berichten, dass der römische Kaiser Trajan an eben dieser Stelle seine Legionen über den Fluss setzte, als er in den Krieg gegen die Daker zog. Er hatte seine Boote so miteinander verbunden, dass eine Brücke entstand, mit der Insel in der Mitte. An der gleichen Stelle überquerten die Mongolen die zugefrorene Donau auf ihrem schrecklichen Zug nach Westen. Nach ihnen zogen durch die

Jahrhunderte Westgoten, Hunnen, Slawen, Ungarn, Österreicher, Serben, Türken vorbei.

Den längsten Kampf um die Kontrolle über die Ada Kaleh führten die Türkei und Österreich – er dauerte mehr als fünfhundert Jahre. Auch der Name der Insel änderte sich. Lange hieß sie Sa'an, die Herkunft dieser Bezeichnung verliert sich irgendwo im Nebel der Geschichte. Später war sie als Karolina bekannt, nach der gleichnamigen österreichischen Festung, oder Neu Orschawa nach der Stadt Orschowa am rumänischen Flussufer. Manchmal hieß sie, in einer Mischung aus Arabisch, Persisch und Türkisch, auch Ada-i Kebir, die Große Insel. Den Namen Ada Kaleh, der so viel bedeutet wie befestigte Insel, erhielt sie nach dem Bau der großen türkischen Festung. Unter diesem Name sollte sie auch in der Donau versinken.

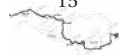
Befestigungen gab es auf ihr schon lange, noch von den Römern, aber die letzte, die größte Festung begannen die Österreicher zu bauen. 1689 war das, 1717 wurde sie fertig gestellt. Felix Philipp Kanitz, ein österreichischer Naturforscher, Archäologe und Völkerkundler, notierte, dass es auf der Insel „eine Kaserne, ein Krankenhaus, eine Kirche und einen Tunnel unter der Donau zum serbischen Flussufer“ gab. Dieser führte zur Uferfestung, „die vom österreichischen Zoll *Fort Elisabeth* genannte wurde“.

Um die Insel wurden zahlreiche Schlachten geschlagen, mehrmals nahmen Österreicher und Türken sie sich gegenseitig weg. Das erste, was jeder Sieger unternahm, war die Markierung des Territoriums durch eine Gebetsstätte. Als die Türken 1738 die Ada Kaleh eroberten, machten sie aus dem Gebäude der österreichischen Militärkommandantur eine Moschee. Die Österreicher besetzten die Insel erneut im Frühjahr 1790 und wandelten die Moschee in ein Franziskanerkloster um.



Aber nach nur einem Jahr wurde die Ada Kaleh im Friedensvertrag den Türken zurück gegeben, die das Kloster routiniert in eine Moschee umwandelten. Doch die Zeit der türkischen Herrschaft ging langsam zu Ende. Als 1867 die letzten sechs türkischen Festungen auf friedlichem Wege den Serben übergeben wurden, verlor die Ada Kaleh ihre Bedeutung für die Großmächte. Fortan war sie ein völkerrechtliche Skurrilität. Die Verwaltung der Insel übernahm Österreich-Ungarn, wobei die Insulaner offiziell Bewohner des Osmanischen Reichs blieben. Sie waren aber von Zoll und Militärdienst befreit.

15



Multikulti auf der Donau

An der Donau, dieser ewigen Grenze zwischen den Welten, köchelte schon immer eine dickflüssige Mischung von Völkern und Religionen. Einen Trennungstrich zu ziehen war da schwer. Erst recht auf der Ada Kaleh, die nach dem Ersten Weltkrieg aufblühte. Sie hatte die schwere Last, immer wieder Kriegsbeute gewesen zu sein, von sich geschüttelt. Nach 1918 entschieden sich die Einwohner dafür, sich Rumänien anzuschließen. Im Frieden begann das Goldene Zeitalter der Ada Kaleh.

Nach wie vor wirkte die Insel wie ein vergessener Teil der Türkei in Europa, aber es hatten sich nicht nur Türken dort angesiedelt. Im Dokumentarfilm *Geschichten von der Ada Kaleh* des Regisseurs Ismet Arasan erinnern sich in der Türkei zerstreute überlebende Bewohner der Insel, dass die Leute von überall herkamen, einige auch als Exilanten, Flüchtlinge und Abenteurer verschiedener Religionen und Nationen. Sie erzählen, dass sie zusammen lebten, sich vermischten, dass es nicht unüblich war, dass eine Jüdin einen Imam beerdigte oder ein Muslim einen orthodoxen Priester. An Hidrelez, einem muslimischen Feiertag, der auf Serbisch Durdevdan heißt, hatten alle frei. Die Insulaner waren

wie eine Familie, sie achteten sich gegenseitig, trugen die selbe Kleidung, vor allem die traditionell türkische. Jeden Abend wurde getrunken, meist einheimischer Schnaps aus Maulbeeren, beim Schlafen wurden die Türen offen gelassen, niemand konnte sich erinnern, dass jemals Diebstahl oder Streit verzeichnet worden wären.

1931 besuchte der rumänische König Carol II. die Insel. Er trank Kaffee aus der Schale, aus der auch sein Vater getrunken hatte, hörte sich unter Gelächter die Legende an, nach der vor Zeiten jemand auf der Insel vorhergesagt haben soll, dass in eben diesem Jahr ein Herrscher auf die Insel kommen sollte, der den Inselbewohnern ihre Privilegien zurückgeben würde und die Einwohner zudem vom Zoll für die Einfuhr von Tabak und vier Waggons voller Zucker befreien würde und von der Steuer auf Souvenirs. Auf der Insel gab es eine Zigarrenfabrik, die Zigarren herstellte, von denen es hieß, sie könnten mit kubanischen konkurrieren. Sowohl Mitglieder der englischen Königsfamilie rauchten sie als auch der rumänische König selbst.

Jedes Jahr kamen zehntausende Touristen, um durch die schmalen, gepflasterten Gassen zu streifen, Ratluk mit Haselnüssen, Feigen – und Rosenmarmelade zu genießen, Halva, Wasserpfeifen. Auf Schwarzweiß-Fotografien sieht man eine Fußballmannschaft, von der Kleidung her würde man sagen, dass es sich um die Fünfzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts handelt. Hinter dem Spielfeld schimmert die Donau. Manche sagen, das größte Problem sei gewesen, dass der Ball oft in den Fluss fiel, so dass Zuschauer oder Spieler ihm hinterher schwimmen mussten.

Der Plan vom Staudamm

Auf einem Treffen in der Moschee verlas der Imam Redžep Hodža 1963 zum ersten Mal die Bekannt-

machung, dass Rumänien und Jugoslawien ein Kraftwerk am Eisernen Tor und den Đerdap-Stausee bauen wollen und die Insel untergehen werde.

Es gab einen Plan, die Bevölkerung, die komplette Festung und den größten Teil der Gebäude auf die Insel Șimian, die ehemalige Ada Gubavać, umzusiedeln. Șimian liegt 18 Kilometer stromabwärts, in der Nähe von Turnu Severin, dem Ort wo Emil Popescu 1968 sein Café eröffnete, und wo vor fast zweitausend Jahren der geniale Baumeister Apollodor von Damaskus für den römischen Kaiser Trajan eine Brücke über die Donau gebaut hatte.

Der rumänische Dokumentarfilm *Der letzte Frühling auf der Ada Kaleh* aus dem Jahr 1968 zeigt, wie die Festung Stein für Stein markiert und abgebaut wurde, um nach Șimian gebracht zu werden. Tatsächlich wurde auf Șimian ein großer Teil der Festung wieder errichtet, aber die Menschen gingen nicht mit. Vielleicht, weil Rumänien beschloss, dass das ganze Unterfangen zu teuer sei. Vielleicht auch, weil der Premierminister der Türkei, Süleyman Demirel, anlässlich seines Besuchs in Rumänien im Jahre 1967 den Einwohnern versprach, die Türen der Türkei stünden ihnen offen. Vielleicht aber auch, weil es für sie unvorstellbar war, ihre geliebte Insel durch eine andere zu ersetzen.

Den Leuten von der Ada Kaleh wurde freigestellt, nach Rumänien, Jugoslawien oder in die Türkei zu ziehen. Von den 600 Bewohnern zogen die meisten in die Türkei, einige wählten Jugoslawien.

„Eine Familie zog hierher, nach Kladovo um, später gingen sie irgendwo anders hin,“ erzählt Brankica Joković, während sie gegenüber von Turnu Severin am serbischen Donauufer sitzt. „Hier ist wenig von der Ada geblieben, fast alle, die sich erinnern, sind gestorben. Mein Großvater hat mir erzählt, dass er und einige



seiner Freunde oft auf die Insel gingen, sowohl vor als auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Heimlich, nachts, mit Booten. Dort war die Grenze, rumänische Wachposten standen an jedem der vier Tore der Festung, aber die kannten sie und ließen sie rein. Sie tauschten Blumen, Ratluk, Kuchen von der Insel, alles, was unsere Landsleute nicht zu machen wussten, gegen Getreide und Mais. Man musste Handel treiben. Hier an der Grenze gab es immer eine Tradition des Schmuggels.“

Von den Einwohnern der Insel, die sich für Rumänien entschieden, gingen die meisten nach Constanța, Turnu Severin oder Orschowa. Ein Teppich aus der Moschee auf der Ada Kaleh wurde in die Moschee von Constanța gebracht, ein Geschenk des Sultans Abdülhamid II., 15 Meter lang und neun Meter breit. Auch Familien wurden zerrissen, die einen gingen auf die eine, die anderen auf die andere Seite der Donau. Wo auch immer sie hingingen: Sie nahmen die Geschichten vom verschwundenen Paradies und die Trauer über die verlorene Heimat mit.

Erinnerung an ein Paradies

Während draußen in der Sonne vom Herbst melancholische Hochzeitsgäste vorbeigleiten, erzählen Emil Popesku und sein Altersgenosse Viktor Rusu von der Insel, die ihr Leben geprägt hat. Zuerst verhalten, dann immer aufgeregter fällt der eine dem anderen ins Wort und korrigiert die Fehler in der Erinnerung. „Es gab ein Lied über eine Liebe zwischen einer jungen Türkin und einem rumänischen Flussschiffer, Ayşe und Dragomir, das wurde irgendwann in den Fünfzigern gesungen. Es hatte zwei Enden, ein glückliches und ein weniger glückliches. In einem Ende sind beide in die Donau gesprungen, weil die Familien nicht mit ihrer Liebe einverstanden waren. Beim Happy End blieben sie zusammen.

Wenn rumänische Touristen mit dem Boot an der Insel vorbeifuhren, spielten wir dieses Lied immer am lautesten.“

Als die Bewohner in die Wohnblocks umgesiedelt wurden, haben sie ihr Leben nicht verändert. „Sie machten weiter das, was sie kannten“, erinnert sich Rusu. „Die Blocks rochen nach Marmelade aus Rosen und Halva. Durgut, ein Freund, hat bei mir Süßigkeiten gemacht, dann ist seine Familie weggezogen. Ilmas Ombasi, ein anderer Freund, ist schon 1969 nach Istanbul gegangen.“

„Vor dem Untergang wurden auch die Tiere umgesiedelt“, sagt Popesku. „Es gab Schafe und Ziegen. Dann wurde alles mit Dynamit eingeebnet, wohl damit nichts stehen bleibt und die Schifffahrt gefährdet. Wir haben vom Ufer aus zugesehen, wie die Zypressen fielen und die Häuser. Es gibt eine Legende, nach der das Minarett übrig geblieben ist und immer dann zu sehen war, wenn die Donau wenig Wasser führte. Aber das entspricht nicht der Wahrheit. Ich habe gesehen, wie es fiel. Das letzte, an das ich mich erinnere, ist, dass das Wasser über die Baumkronen stieg und tausende Vogelnester auf der Wasseroberfläche schwammen. Der Fluss trug sie sanft hinweg, hinter ihnen her flogen Schwärme verwirrter Vögel.“

Das Schmugglernest, die Oase der Freiheit, das Paradies, in dem so viele Kulturen, Nationen, Religionen in Frieden lebten, ist für immer im Wasser der Donau untergegangen.

Was bleibt, sind die Gräber

Die Überlieferung besagt, dass die Einwohner der Ada Kaleh sich geschworen hatten, dass sie, wo auch immer sie sterben, auf einer Insel beerdigt werden. Die, die in Turnu Severin blieben, ließen sich auf dem Friedhof „Fähre“ begraben. Dorthin kommt man, wenn man



an den Mietskasernen aus sozialistischen Zeiten in den Vororten von Turnu Severin vorbeigeht, mit Balkonen voller Wäsche und Satellitenantennen, und den Weg bergauf nimmt. Um den Zaun, der den Friedhof umgibt, liegt viel Müll, aber von diesem Platz fällt der Blick auf Donau.

Auf dem christlich-orthodoxen Friedhof ist ein Stück für Mitbürger anderen Glaubens reserviert. Einen Zaun gibt es zwischen diesen Teilen nicht. Das einzige, was sie unterscheidet, ist das Kreuz auf dem einen und der Halbmond auf dem anderen Grab. Auf manchen Gräbern der Türken sind Bilder der Verstorbenen. Das ist nicht eben üblich in der islamischen Welt, aber auf der Ada Kaleh gab es diese sinnlosen Grenzen zwischen den Welten ohnehin nicht. So hat sich der Geist der Insel bis auf den Friedhof gerettet.

Die Gräber von der Ada selbst wurden nach Šimian umgezogen. Unter ihnen ist auch das Grab von Misčo Baba, über dessen Leben schwer zu sagen ist, ob es eher Mythos oder Wahrheit ist, wie so vieles, das mit der Insel zusammenhängt. Die Erzählung besagt, dass Baba ein Prinz im fernen Buchara war, der im Jahr 1786 abdankte, weil er im Traum mit heiligen Worten geheißt wurde, auf eine Insel zu ziehen. Also kam der Prinz auf die Ada Kaleh, wo er bis zu seinem Tod blieb. Die Insulaner erinnerten sich seiner wegen seiner Bescheidenheit, die Legende besagt, dass er Wunderheilungen vollbrachte und Wasser in Wein verwandeln konnte. Er starb im 95. Lebensjahr und sein Grab wurde eine Pilgerstätte für viele Muslime und Christen.

Eiserner Vorhang am Eisernen Tor

Viele Jahre konnten die Bewohner der Ada Kaleh ihre Toten auf Šimijan nicht besuchen. Bis 1989 durfte nur das Militär die Insel betreten. Die Donau war eine



Grenze zwischen den Welten, auf ihr lag der Eiserne Vorhang, der Rumänien vom Westen trennte, der zu dieser Zeit in Jugoslawien begann.

Davon erzählen die zahllosen namenlosen Gräber auf der jugoslawischen Seite, die Gräber derer, die erfolglos versucht hatten, von Rumänien nach Jugoslawien zu schwimmen. Manche sind ertrunken, manche wurden erschossen, bevor sie die erdachte Grenze in der Mitte des Flusses erreicht hatten.

Aus dieser Zeit stammt auch die Legende vom „rumänischen Torpedo“, einer Flasche mit komprimierter Luft und angeschweißten Griffen, die, wenn man sie an einer Seite durchstach, den Flüchtenden zur anderen Seite des Flusses tragen würde. Die ersten Besucher, die nach der rumänischen Revolution Şimian besuchten, fanden eine Festung vor, die von Sträuchern und Unkraut bewachsen war. Viele Grabsteine waren von Kugeln beschädigt worden, die wohl die Grenzposten zum Spaß abgefeuert hatten.



Trauer um eine Insel

Diejenigen, die für immer das Land oder den Ort, an dem sie geboren wurden, verloren haben, haben etwas gemeinsam. Es ist nicht nur der Verlust der Kindheit und der Jugend, jener Zeit, als jedem das Gras grüner zu sein schien als später, als alles noch unschuldig war und unendlich schön. Eher ist es eine Behinderung der Seele, das Gefühl, das etwas fehlt, etwas, das noch da ist, obwohl man weiß, dass das falsch ist. Ein Phantomschmerz. „Als wäre auch dieses Land und dieses Belgrad, dass ich einmal kannte, von der Donau fortgetragen worden,“ schreibt aus weiter Ferne ein Freund, der vor langem weggegangen ist.

Dieser Schmerz entweicht aus jedem Wort der *Geschichten von der Ada Kaleh*. „Die Insel hatte einen

besonderen Geruch, er war an jeder Seite anders. Vom Fluss kam der fast meerähnliche Geruch des Wassers, um die Häuser herum verbreitete sich der Geruch der Früchte oder der Marmelade, die vorbereitet wurde. Ging man auf den Basar, traf einen der Geruch das Tabaks. Im Frühjahr ergrünte die ganze Insel, und am Abend, sobald die Dämmerung fiel, begann ein richtiges Orchester von Fröschen zu quaken. Alle haben eine Heimat, jeder kann seinen Herkunftsort besuchen, jeder kann irgendwohin zurück. Ich kann den Ort, an dem ich aufgewachsen bin, nicht meinem Mann und meinen Kindern zeigen.“

Ein anderer trauert: „Für die Kinder war es besonders paradiesisch. Dort haben wir gelernt, mit anderen zu teilen. Die Feiertage waren besonders, in der Türkei haben wir eine solche Atmosphäre, solche Feiern nicht erlebt. Wir hatten einen Strand, aber wir konnten nicht weit vom Ufer fortschwimmen, wegen der Wirbel und Strudel. Die Leute lebten lang, sie aßen das, was sie selbst angebaut hatten, an der frischen Luft, es gab keine Automobile, Stress. Ich danke Gott, dass ich meine Kindheit und Jugend in dieser paradiesischen Ecke der Welt erlebt habe. Wenn es irgendwo einen solchen Ort gäbe, ich würde alles aufgeben und dort leben.“

Und noch ein anderer: „Ich habe die vier Ecken des Hauses geküsst, die Tür offen gelassen und bin mit Tränen in den Augen gegangen. Nachdem sie endgültig überschwemmt war, konnten die Leute noch lange Zeit Vögel sehen wie sie über der Donau flogen, dort, wo einmal die Ada Kaleh gewesen war.“

Übersetzung aus dem Serbischen:

Rüdiger Rossig

Meine Donau

Mein Geburtsort liegt an einem Wasserlauf, der so oft von Menschenhand verändert worden ist, dass man ihn nicht als Fluss, sondern als Kanal bezeichnet. Er heißt Bega und mündet in den aus Ungarn kommenden Strom Theiß, die Theiß danach in die Donau. Deshalb darf ich mich einen Donauanrainer nennen.

Auf der ersten Landkarte, die ich in der Schule für den Geographieunterricht erhielt, ist der Doppelkanal Bega mit zwei ganz dünnen blauen Strichen eingetragen, die schräg von rechts oben – dem Nordosten – nach links unten – Südwesten – führen. Dort begegnen sie einer etwas dickeren blauen Linie, der Theiß, die sich fast geradeaus von Oben nach Unten erstreckt. Die Donau ist ein viel besser bemerkbarer, dicker, manchmal verkrampfter, sich verdünnender oder verdickender Strich. Der fällt Richtung Nord-Süd in Jugoslawien ein, macht dann einen Knick nach rechts, fährt dem Osten zu, mit wieder einem Knick läuft er nach unten, sucht kurz wieder den Süden und macht einen weiteren Knick endgültig nach rechts, obwohl er noch verschiedene komplizierte Schlingen weiter bis zur blauen Fläche des Schwarzen Meeres ziehen wird. Ziemlich genau an der Mitte zwischen den beiden Knicks liegt die Stadt Novi Sad, auf Deutsch Neusatz, auf Ungarisch Ujvidék.

Die Landkarte mit diesen Flüssen kann ich jederzeit ziemlich genau zeichnen. Ich musste sie als zehnjähriger Schüler auf Pauspapier kopieren. Auf ihr beruht heute noch mein Bild von meiner Heimat. Die



blauen Flusslinien wirken wie Adern in einem anatomischen Atlas.

Die Donau als Schlagader?

Der Badestrand von Novi Sad

Meine wichtigsten Erinnerungen an die Donau stammen aus dem Sommer 1941. Damals waren meine Eltern, die so ungeschickt gewesen sind als Juden zur Welt zu kommen, schon verhaftet. Meine Tante, die Frau des älteren Bruders meines Vaters, die vernünftigerweise Deutsche war, nahm mich zu sich nach Novi Sad. Die Region Batschka, deren Hauptstadt Novi Sad ist, war von Horthys faschistischen Ungarn besetzt.

Der Badestrand von Novi Sad ist weltweit einer der schönsten Flussstrände, die es gibt. Dachte ich damals und glaube es immer noch. Er ist mehrere Kilometer lang, ausgestattet mit seltsam gebauten, architektonisch verschieden gestalteten Umkleidekabinen aus solidem Holz, manche von ihnen mit kleinen, überflüssigen Türmen. Entlang des Strandes befanden sich mehrere Cafés und Restaurants auf feinem, aber festen, hellbraunen Sand, der kein Staub, sondern grobkörnig ist, so dass man ziemlich feste Sandburgen bauen kann.

In einem Bootshaus hatte mein Onkel einen Platz für sein Ruderboot mit Rollsitz gemietet und seine Familie, zu der ich jetzt auch gehörte, konnte dort eine große Kabine zum Umziehen benützen. Ich durfte manchmal auch allein auf den Fluss hinausrudern, weil ich in meiner Heimatstadt an der Bega schon so einen ähnlichen Kahn gehabt habe.

Als Knabe allein auf der breiten Donau habe ich mich trotz allem frei gefühlt.

Die Strömung der Donau bei Novi Sad ist so stark, dass kaum jemand fähig ist flussaufwärts zu schwimmen, aber man spaziert, so lange man Lust hat, in die

entgegengesetzte Richtung, steigt dann ins Wasser und lässt sich bequem flussabwärts treiben. Oder man spielt im Sand. Wenn man ein Kind ist. Ich war damals zwölf Jahre alt. Die Erwachsenen tranken Bier und spielten Karten.

Mein Onkel hatte mir einen Taschenkalender aus dem vorigen Jahr geschenkt, in dem Verkehrszeichen in Farbe abgebildet waren. Ich klebte sie auf ein Stück Karton, schnitt vorsichtig die Gebots – und Verbotsschilder aus und befestigte sie an Streichhölzern. Dann machte ich Berge aus Sand, führte Straßen mit vielen Kurven durch diese Landschaft und bestückte sie mit meinen Tafeln. Winzige Zweige pflanzte ich als Bäume am Straßenrand. Mitunter führte der Weg durch Tunnels, der vorsichtig benetzte Sand hielt das aus.

Nun wäre das Spielfeld für Spielzeugautos gefahrlos zu befahren gewesen. Tatsächlich hoffte ich jeden Abend mein Werk am nächsten Morgen ausnahmsweise heil wieder vorzufinden, aber anstatt erfüllter Hoffnungen erlebte ich Enttäuschungen, meine Landschaft im Sand wurde immer wieder von achtlosen Menschenfüßen zertrampelt. Freilich war ich immer vorsichtig genug, wenigstens die Verkehrszeichen einzusammeln und nach Hause mit zu nehmen. Die Sandwelt konnte ich ja wieder aufbauen, aber wenn die selbstgebastelten Verkehrszeichen verloren gegangen wären, hätte ich für sie keinen Ersatz gefunden.

Wo sind meine Eltern?

Ich kann mich nicht erinnern, wer mir gesagt hat, dass meine Eltern in Belgrad in einem Lager seien. Auch nicht, was ich mir damals unter einem Lager vorgestellt habe. An manchen Tagen pflückte ich Feldblumen am Donauufer und ging zum Hafen, um auf Schiffe aus Belgrad zu warten. Vielleicht würden sie ankommen



und ich stünde da, um sie zu begrüßen. Das wäre eine große Überraschung für sie gewesen. Schiffe legten an, Menschen stiegen aus und gingen achtlos an mir vorbei. Zwischen Bootsrand und Steg plätscherte die Donau. Am späten Nachmittag, wenn keine Schiffe mehr erwartet wurden, warf ich die Blumen weg. Ich hätte sie für meine Tante mit nach Hause bringen können, die hätte sich gefreut, aber ich konnte nicht, sie waren nicht für sie bestimmt.

Dann wieder am Strand, der schon seit Jahrzehnten, seit 1911 eine offizielle Badeanstalt war. In Österreich-Ungarn. Danach im Königreich Jugoslawien. Jetzt von ungarischen Truppen besetzt. Der Donau schien das gleichgültig zu sein.

Manchmal lag ich einfach nur im heißen Sand und beobachtete den Himmel mit seinen verspielten Wolken. Und die Bäume. Auch heute noch wird der Badestrand in Novi Sad von Spalieren hoher, wunderbarer Pappeln bewacht. Im Krieg sind sie, Gott sei dank, trotz Frost und Tod nicht abgeholzt worden. Gezählt habe ich sie nie. Es müssen viele Hunderte sein, kilometerlang mehrere Reihen von Pappeln.

Mir fehlt ein Wort

Viel später habe einen Aufsatz von Kurt Tucholsky mit dem Titel *Mir fehlt ein Wort* gelesen. Mir fehlt hier eben dasselbe Wort. Freilich wusste ich damals nichts von diesem Dichter, und dass er sich wegen der Leute, die ein Hakenkreuz auf dem Rockärmel trugen, umgebracht hatte, obwohl er schon in Sicherheit in Schweden war. Dazu muss ich feststellen, dass ich im Sommer 1941 genau so wenig wusste, wo meine Eltern waren, und dass man sie vielleicht im diesem selben Augenblick folterte, erniedrigte oder umbrachte, während ich...

Ich beobachtete faul und gedankenlos die schiefergraue Donau und die Pappeln. Tucholsky hatte eigentlich über Birken geschrieben, aber was ist das schon für ein Unterschied?

„Ich werde ins Grab sinken“, heißt es bei ihm, „ohne zu wissen, was die Blätter tun. Ich weiß es, aber ich kann es nicht sagen. Der Wind weht durch die jungen Äste; die Blätter zittern so schnell hin und her, dass sie... was? Man kann allenfalls sagen: die Blätter flimmern... aber es ist nicht das. Es ist eine nervöse Bewegung, aber was ist es? Was man nicht sagen kann, bleibt unerlöst. Steht bei Goethe. Blattgeriesel? Ich mag nicht aufstehen, es ist so weit zu diesen Bänden, vier Meter und hundert Jahre...“ Schreibt Tucholsky, ist aber bei mir genau so der Fall, auch meine großen Bücherregale sind so weit vom Schreibtisch entfernt. „Ich werde sterben“, sagt Tucholsky, „und es nicht gesagt haben...“ Ich werde auch nicht sagen können, was ich jetzt gerade so gerne sagen möchte.



Die Donau, im Sommer 1941 mit meinen zwölfjährigen Augen gesehen, ist genau so schwierig, so unmöglich zu beschreiben, wie die Birken – oder Pappelblätter und ihre Bewegung. Mächtig wälzt sie sich dahin. Kein Wellengang wie am Meer, aber um nichts weniger kräftig. Viele Nuancen von Grau. Ich habe schiefergrau gesagt, aber möglicherweise wäre taubengrau besser? Mausgrau nicht. Je nach dem, wie die Sonne steht, leuchtet Grünliches, manchmal doch auch Bläuliches auf. Es funkelt. Oder es vibriert, glänzt, gleißt. Wenn die Abendsonne auf die müde Donau hinunterstrahlt, lodert es manchmal feuerrot auf, aber nur für eine Sekunde.

Über den breiten Fluss streichen weiße Möwen. Wo kommen die her? Wo fliegen sie hin?

Das Massaker von Novi Sad

Das war im Sommer. Im Herbst ging ich zur Schule, ich besuchte das ungarische Gymnasium und hatte nur noch wenig mit der Donau zu tun. Wir wohnten nahe an der im Krieg gesprengten Donaubrücke, und manchmal ging ich hin, um dieses nutzlose Eisengebälk, das in das Wasser gestürzt war, zu beobachten. Es zog mich irgendwie an.

Der Donau schien das nichts anzuhaben. Wie gesagt, das war im September 1941. Oktober, November. Wer konnte ahnen, dass die nach dem Krieg aufgebaute Brücke im Frühjahr 1999, wieder in Stücke zerbombt, in die Donau stürzen würde? Nicht von faschistischen Bomben, sondern von... Auch die Bomben der NATO, die friedliche Brücken zerschlagen, gehören zur Geschichte über der Donau, wie sie durch serbisches Land strömt, aber nicht zum Bericht, den ich jetzt schreibe.

Dann folgte der Winter, diesmal ein besonders strenger Winter. Die Donau trug viel Eis und froh an den Rändern sogar ganz zu. Dezember. Weihnachten. Silvester. Krapfen. In einen Krapfen hatte meine Tante ein Goldstück gebacken und fand es zufällig selber. Es gibt seltsame Zufälle. Mehrmals würde es bald Zufall sein, dass ich am Leben geblieben bin.

Am 21. Januar 1942 gingen wie jeden Tag pünktlich um Viertel vor acht die beiden Söhne meines jüdischen Onkels und meiner deutschen Tante, Ötschi und der jüngste, Sascha, und ich in die Schule. Unser Weg führte durch eine Grünanlage. Krähen. Hoher Schnee. Sehr kalt. Ein Plakat: Razzia! Jedermann habe in seiner Wohnung zu bleiben. Also schulfrei. Hurra! Zurück nach Hause. Mensch ärgere dich nicht haben wir gespielt. Oder Halma. Schach oder Mühle. Zweimal kamen Polizisten vorbei. „Wer wohnt hier? Ausweise bitte!“ Die Schulausweise genügten. Mehr ordnungshalber, als

interessiert, öffneten sie einige Schränke und Schubladen und verabschiedeten sich höflich.

Ich kann mich nicht erinnern, wie sich mein Onkel damals verhalten hatte, was er vom Massaker, vom Mord an Hunderten, Tausenden von Menschen in der unmittelbaren Nachbarschaft wusste. Hat er es überhaupt schon gewusst, als Polizisten an der Tür klopfen? Wie hatte er es erfahren? Wir Kinder wussten nicht, dass man einige hundert Meter weiter von uns Juden, Serben und Zigeuner aus den Häusern gejagt, auf der Straße erschossen oder zum wunderbaren Strand getrieben hat.

Vor dem modernen Palast der Regierung am Boulevard, der direkt zur Donau führt, fand jeden Abend ein feierlicher Zapfenstreich statt. Ich habe den Klang der hellen Trompeten gerne gehabt und bin mit anderen Leuten und Kindern da herumgestanden, obwohl es doch eine Feier der verhassten Besatzungsmacht war. Vor und nach dem Massenmord. Fast jeden Abend.

Nach dem Krieg habe ich erfahren, dass der Kommandeur des Massakers einen wunderschönen, magyrischen Namen hatte: Generalmajor Ferenc Fekete-halmy-Czeydner. Im Laufe des Krieges wurde er zum Generaloberst befördert. Am Ende trat er der SS bei. Er fiel in amerikanische Gefangenschaft, wurde aber an Ungarn, und von Ungarn an Jugoslawien ausgeliefert. Seine Tat nannte er eine berechtigte Vergeltungsaktion. Während des Prozesses gegen ihn und einige seiner Kumpanen saß ich im Publikum. Als ehemaliger KZ-Häftling hätte ich seiner Hinrichtung beiwohnen können, aber das mochte ich dann doch nicht. Er wurde am 5. November 1946 im Dorf Žabalj, wo die Razzia begonnen hatte, gehenkt. Žabalj ist etwa dreißig Kilometer von der Donau entfernt.

Es sind ungefähr 1.300 Namen Ermordeter aus Novi Sad bekannt geworden, aber man hat nach dem



Krieg von bis zu 4.500 gesprochen. Die Namen vieler, sehr vieler getöteter Menschen blieben unbekannt, entweder weil niemand aus ihrer Familie überlebt hatte, oder es Juden aus anderen Teilen des Landes waren, die sich in der Großstadt versteckten, Menschen, die fast niemand kannte. Ich persönlich kann nur bezeugen, dass ich überlebt habe, und dass die Razzia an meinem dreizehnten Geburtstag, am 24. Januar, beendet wurde. Das wäre mein Bar Mizwa gewesen, wenn jemand von uns daran gedacht hätte.

Warum nicht ich?

Nicht erinnern kann ich mich, wann ich Einzelheiten über den Massenmord erfahren habe. Ich glaube: nach und nach. Erst nach dem Krieg, als ich aus dem Konzentrationslager in Deutschland zurückgekommen war.

Was war geschehen? In der Nähe von Novi Sad waren Freiheitskämpfer aufgetaucht. Die ungarischen Sicherheitskräfte suchten nicht sehr eifrig nach den etwaigen Verbündeten der Aufständischen, vielleicht hatten sie Angst vor ihnen. Anstatt dessen begannen sie Juden, Serben und Zigeuner zu morden. Willkürlich wurden einige Stadtteile ausgesondert, andere blieben verschont. Mein Onkel wohnte in so einer guten Gegend, in der man wenig Übles anrichtete. Ungarische Gendarmen mit Federn auf ihren schwarzen Hüten und Bajonetten auf den Gewehren trieben anderswo, unweit von uns, ihre Opfer aus ihren Wohnungen in die Kälte hinaus.

„Nichts mitnehmen! Los! Los!“

Man führte die erschrockenen Menschen zum selben Donaustrand, an dem sie vor einigen Monaten noch fröhlich badeten und in der Sonne lagen. Sie mussten sich am Ufer der zugefrorenen Donau aufstellen, Männer mit Äxten Löcher in das Eis schlagen. Kaum jemand

hatte die Kraft zu wimmern oder zu beten. Auf den kahlen Ästen der Pappeln Krähen, keine Möwen schwan- gen wie vor kurzem im Sommer ihre Flügel über dem Fluss. Es war keine schöne, blaue, es war das Eisbett ei- ner hässlichen, dunklen, schmutziggrauen Donau.

Ich habe in Novi Sad eine Frau Doktor gekannt. Ärztin, wie meine Mutter. Sie hätte meine Mutter sein können, ich ihr Sohn. Sie war nie eine besonders zärtli- che Mutter gewesen, zumindest hatte sie es nie verstan- den ihre Liebe in Gesten auszudrücken, aber jetzt um- armte sie ihre beiden Kinder so fest, dass ihre Tochter Laura aufschrie, weil es ihr weh tat.

Ihr Sohn Leo hörte ein Gespräch auf Ungarisch. Es klang nicht aufgeregt, keineswegs gereizt, fast geschäft- lich, ein wenig eintönig, wirkte auf ihn irgendwie beru- higend, obwohl er den Sinn genau verstand:

„Müssen wir tatsächlich auch die Kinder?“

„Aber sicher! Was sollten wir denn sonst mit ih- nen anfangen? Als Erwachsene würden sie zu Rächern werden...“

„Macht die Augen zu!“ sagte Frau Doktor. Laura war folgsam, Leo nicht, er sah, wie vor ihnen Menschen mit Gewehrkolben und Äxten erschlagen und in die Lö- cher im Eis der Donau geworfen wurden. Man wollte Gewehrkugeln sparen – und so viele Leichen begraben hätte zu viel Aufwand gefordert. Ich glaube, Leo hatte keine Angst. Dann kamen sie an die Reihe.

Wenn meine Mutter mit nach Novi Sad gekom- men wäre, hätten wir sicher nicht beim Onkel gewohnt, Leos Schicksal wäre das meine geworden, und hier würde jemand anderer über die Razzia von Novi Sad schreiben.

Das mit der Frau Doktor und ihren Kindern mag wie eine Erfindung wirken, ist aber hundert – und tau- sendmal so, oder so ähnlich geschehen. Am Sandufer



der Donau. Versichern kann ich, dass wir, meine Cousins und ich und viele, viele brave Bürger im Sommer 1942 wieder ruhig und unbekümmert am selben Strand gebadet haben, wo einige Monate vorher andere Menschen ihr Leben ließen.

Die flinken Wellen der Donau tragen recht schnell alles weg, was zwischen Schwarzwald und Schwarzem Meer ihre Beute wird. Unsere Abfälle. Und unsere Leichen auch.

Wirklich ewig sind nicht einmal so riesige Flüsse, wie die Donau. Wo sich heute und seit Jahrtausenden der Strom durch Ungarn und Jugoslawien wälzt, gab es vor Zeiten, die für uns unermesslich sind, für die Geschichte dieser Erdkugel, die wir bewohnen dürfen, nur ein Augenblinzeln und anstatt der Krähen und Möwen neugierige Fische, auch Haie mit Säbelzähnen, die durch das Pannonische Meer geschwommen sind. Immer wieder muss ich, alt geworden, daran denken, was für ein Nichts von einem Staubkorn wir doch vor dem Antlitz der Geschichte sind und was für ein Nichts die Menschheit im Vergleich zum Bestand der Donau, und sie wieder ein Nichts verglichen mit der Lebenszeit unseres Planeten. Ein Nichts für den Weg der Donau vom Schwarzwald zum Schwarzen Meer sind die drei Tage vom 21. bis zum 24. Januar 1941 am Strand in Novi Sad. Das alles ist genau so unbeschreiblich wie das, was die Blätter der Pappeln tun oder Menschen, wenn sie andere Menschen morden.

Auschwitz statt Donaustrand

Im Laufe der Sommer vierundvierzig und fünfundvierzig konnte ich leider nicht zum Strand gehen. Nicht weil mich der Gedanke an den Massenmord gestört hätte, sondern weil ich aus anderen Gründen verhindert war. Vierundvierzig war ich in Auschwitz und

Buchenwald. Fünfundvierzig wartete ich auf die Heimfahrt am Ufer eines anderen Stroms, der in Europa in die entgegengesetzte Richtung, nämlich nach Norden fließt, die Mündung in ein ganz anderes Meer sucht, an der Elbe. Die Russen und Amerikaner hatten ihre Begegnung an diesem Fluss, und ich musste mich gedulden, bis sie sich einigten, wer von ihnen für meinen Transport nach Hause zuständig war. Das dauerte bis zum Herbst.

Zurück aus dem Konzentrationslager habe ich in Novi Sad eine technische Oberschule besucht und im Sommer sechsendvierzig wieder in der Donau bei Novi Sad gebadet, bin den Sandstrand hinaufspaziert und habe mich bequem flussabwärts treiben lassen. Warm die Sommerluft, kühl der Strom. Das Lichtgefunkel der Sonne auf dem Rücken der im Sommer tragen, grauen Donau war dasselbe, wie früher. Wie immer...

Sandburgen habe ich keine mehr gebaut und nicht an das Massaker gedacht und nicht einmal an meine toten Eltern. Ich bereitete mich auf erfreulichere Geschichten vor. Im Sand lagen junge Mädchen in sehr knappen Badeanzügen. Dort lagen sie bestimmt auch im Verlauf der früheren Sommer, aber ich hatte sie nicht zur Kenntnis genommen. Da lagen sie nun, reglos, aber sehr lebendig.

Am Ufer der Donau in Novi Sad wurde ein Denkmal des Bildhauers Jovan Soldatović errichtet. Es sind drei magere Gestalten in Bronze – Mann, Frau und Kind – die sich an den Händen halten. Tafeln auf Serbisch und Hebräisch. Jedes Jahr finden an dieser Stelle im Januar Gedenkfeiern statt, aber man kann sich nicht auf ein gemeinsames Zeremoniell einigen. Die Serbische Orthodoxe Kirche besteht auf ihrer Totenmesse, die Nachfahren der Kommunisten wollen ihre eigene Reden halten und nicht den Popen zuhören. Die Juden, die



die meisten Opfer zu beklagen haben, nehmen an beiden Trauerfeiern teil. Am Ende werden Kränze und Blumen in das Wasser geworfen. Die Donau hält auch das stoisch aus.

Über die Donaubrücken in Novi Sad bin ich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts im Auto oder im Eisenbahnzug mehrere dutzendmal gefahren, und habe nicht immer an die Razzia im Januar 1942 gedacht. Nicht immer, aber oft.

Einmal war ich mit meinem Sohn in Novi Sad und habe ihm alles noch einmal erzählt und gezeigt, wo was war und er hat „Aha!“ gesagt. Hätte er mehr sagen sollen?

Goethe hat recht und Tucholsky auch, wenn er ihn zitiert: „Was man nicht sagen kann, bleibt unerhört!“

Das kurze Glück der Donauschwaben

Mein Großvater Michael Herdt, der 1880 in Futog geboren wurde, einer Gemeinde, die längst als Vorort in die damals Neusatz genannte Provinzhauptstadt Novi Sad eingemeindet ist, ging nur sechs Jahre zur Schule. Aber er sprach fünf Sprachen. Er war das Kind armer Leute, aber er wurde als geschickter Hutmacher zum Inhaber des größten Kaufhauses der Südbatschka, der seinen Wohlstand, entsprechend den bäuerlichen Traditionen seiner Vorfahren, in Feldern und Weinbergen anlegte. Er war ein treuer Untertan des habsburgischen Kaisers, und er wurde, als die k.u.k. Monarchie 1918 zerfiel, ein treuer Untertan des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen.

Sein erstes Geld verdiente er in österreichischen Kronen und Heller, die Währung seines geschäftlichen Erfolges aber war der jugoslawische Dinar. Als er 1944 mit Hunderttausenden Donauschwaben vor den heranrückenden Partisanenverbänden floh, nahm er einen Koffer mit sich, der randvoll mit Geld angefüllt war, mit ungarischen Pengö. Nachdem die Wehrmacht Jugoslawien überfallen hatte, waren die Batschka und das Banat, die sich traditionell über Ungarn, Rumänien und Serbien erstreckten, den ungarischen Verbündeten des Dritten Reiches zugefallen, und diese hatten die Eroberung auch währungspolitisch vollzogen. Er hatte den Koffer noch bei sich, als er nach einer langen Irrfahrt endlich in einem bayrischen Weiler namens Garching an der Alz



landete, der von ein paar Tausend donauschwäbischen Flüchtlingen getreu dem Bauplan ihrer verlassenen pannonischen Siedlungen zur Kleinstadt erweitert wurde: Schnurgerade die staubige Straßen, die schachbrettartig angeordnet waren; ein Haus dem anderen zum Verwech-seln ähnlich, und jedes mit einem Wohnzimmer, das unbenutzt blieb und dessen mit Schonbezügen ausgestatetetes Mobiliar nur zum Herzeigen diente; zwischen den Häusern die Gärten, in denen extensiv noch das letzte Fleckchen genutzt wurde, um Bohnen zu ziehen, Tomatenstauden zu pflanzen, Salatbeete anzulegen.

Ich bin im etwa fünfzig Kilometer entfernten Salzburg aufgewachsen, und wenn ich als Kind mit meinen Brüdern die Großeltern in Garching besuchen musste, erschien mir das Dorf so steppenlangweilig, dass ich darüber stets in namenlose Trauer versank. Ausnahmslos trugen die donauschwäbischen Frauen damals auch in Deutschland noch ihre Tracht, diese schwarzen, gebauschten Röcke, und keine von ihnen hätte sich, unbehelligt von den Anfechtungen der Moderne, je ohne Kopftuch auf der Straße sehen lassen. Das einzig Aufregende im trostlosen Ort blieb der Koffer des Opas, den wir unter dem Bett hervorziehen, öffnen und in dem wir wühlen durften: Wir warfen uns die Bündel von Pengö um den Kopf, die von der Nichtigkeit irdischen Strebens zeugten. Seinen ganzen Reichtum hatte der Großvater in der Batschka zurückgelassen, und was er mit sich geschleppt hatte über alle Stationen der Flucht, den Koffer mit dem Geld, das war nichts mehr wert. Der Tata, wie wir den Opa ungarisch nannten, saß am Fenster, blickte ratlos in die Ferne, und hat sich in den zwanzig Jahren, die er noch lebte, beharrlich ausgeschwiegen.



Ins ferne „Hungarland“

Wer die Donauschwaben gewesen sind, wie sie auf den Balkan gerieten und warum ihre Geschichte nach über 200 Jahren unwiderruflich zu Ende ging, darüber gibt es viele Gerüchte. Das erste hat sich schon in ihrem Namen materialisiert. Denn die Donauschwaben waren gar keine Schwaben, oder genauer: die Schwaben bildeten nur eine Minderheit in jenen Gruppen, die erst kurz vor ihrem historischen Untergang im 20. Jahrhundert in den gemeinsamen Namen Donauschwaben gefasst wurden. Es waren Franken, Pfälzer, Hessen, Aargauer, Elsässer, Lothringer, Luxemburger, Thüringer und die Auswanderer aus vielen österreichischen Ländern, die vom Ende des 17. Jahrhunderts an in einigen großen Wellen, den später so genannten „Schwabenzügen“, tief nach Südosteuropa gelangten. Sie kamen in ein verödetes Gebiet, in dem nach einer schier endlosen Folge von Schlachten zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgischen Reich die Gebeine gefallener, hingemordeter Generationen moderten.

Nach den Siegen, mit denen die kaiserlichen Heere unter dem Prinzen Eugen von Savoyen die Osmanen endgültig aus Mitteleuropa zurückwarfen, ging die Habsburgische Verwaltung es mit bürokratischem Eifer an und suchte das nahezu menschenverlassene Land systematisch neu zu besiedeln; ein Land, das, in den staatlichen Kategorien von heute gedacht, den Süden Ungarns, den Osten Kroatiens sowie weite Teile Serbiens und Rumäniens umfasste und damals in Gänze zur Donaumonarchie gehörte.

Zu solchem Siedlungswerk brauchte es Menschen, viele Menschen, die bereit waren, ihre Heimat zu verlassen. Die deutschnationale Mythologie hat sie später zu kühnen Ostlandfahrern erklärt, die deutsche Kultur und Gesittung in den Boden Südosteuropas einpflanzen



wollten, zu wehrhaften Grenzlandbauern, die als deutsches Bollwerk das Abendland gegen die stets drohende islamische Gefahr zu verteidigen suchten. Doch wer waren sie tatsächlich, die sich auf den beschwerlichen Weg in die pannonische Tiefebene machten, der so vielen von ihnen den Tod bringen sollte, weil ihre überladenen Schiffe, die sogenannten Ulmer Schachteln, an einer der Stromschnellen der Donau kenterten, ihnen in den ersten kalten Wintern die Nahrung ausging oder weil sie von Seuchen dahingerafft wurden?

Auch damals hat seine Heimat nur verlassen, wer keine Aussicht sah, Not und Unterdrückung in ihr selbst zu wenden. Die in großen Trecks ins ferne „Hungarland“ aufbrachen, hatten unter der Willkür feudaler Herrschaft gelitten, unter Fürsten, die ihnen religiöse Freiheit und politische Mitsprache nicht zubilligen mochten; viele von ihnen waren aus der Bahn geworfene Existenzen, Handwerker, die sich als Tagelöhner verdienen mussten, Bauernsöhne, die bei der Erbteilung leer ausgegangen waren. Sie verließen ihre Städte und Dörfer nicht aus ideologischer Verblendung oder Abenteuerlust, sondern weil sie Wohlstand und Freiheit, die ihnen in der alten Heimat vorenthalten wurden, dort zu erlangen hofften, wo sie anfänglich fremd waren und sich arbeitend ihr Heimatrecht erwerben würden.

Importierter Nationalismus

Um 1900, als die verschiedenen Gruppen von Ausgewanderten zu ihrer gemeinsamen Identität als „Donauschwaben“ gefunden hatten und diese als „jüngster deutscher Stamm“ galten, zählten sie rund 1,5 Millionen Menschen. Bis 1918 waren sie allesamt Bürger oder Untertanen der Donaumonarchie, deren Struktur, wie unvollkommen immer sie angelegt war und wie konfliktreich sie sich auch ausformte, eine übernationale war.

Die Donauschwaben lebten teils als unmittelbare Anrainer der Donau, teils weiter entfernt von ihr, aber stets in Nachbarschaft zu anderen Nationalitäten, zu Ungarn, Kroaten, Serben, Rumänen, Juden, Roma und einem halben Dutzend kleinerer Völkerschaften. Nicht, dass das Zusammenleben so vieler Nationalitäten zur friedlichen Völkeridylle verklärt werden soll, aber fast bis in 20. Jahrhundert herauf ist von nationalen Kämpfen in den historischen Quellen keiner dieser Nationalitäten die Rede; sie lebten wohl mehr neben – als miteinander, aber der Wohlstand aller hing doch untrennbar mit der Existenz jeder einzelnen von ihnen zusammen.

Der historische Raum war von der Koexistenz verschiedener Völker geprägt, und das sorgsam austarierte Gleichgewicht, das bis in die alltäglichen Belange reichte, in die kleinen und großen Geschäfte, die auf dem Dorf, in der Stadt, zwischen Bauern und Händlern getrieben wurden, zu stören, hieß die Sicherheit eines jeden zu gefährden. Tatsächlich hat die alltägliche Begegnung der Nationalitäten nach und nach so etwas wie eine gemeinsame „Identität“ geschaffen, zu der alle Bewohner Slawoniens, Syrmiens, der Batschka und des Banats, um nur diese donauschwäbischen Regionen zu nennen, das Ihre beitrugen. Wie meist in der Geschichte, wurden diese Gemeinsamkeiten erst entdeckt und gerühmt, als ihre Grundlagen

bereits nicht mehr existierten: kaum war ihre Nachbarschaft blutig zerstört, wurde von Serben, Ungarn, Rumänen und Donauschwaben ihr gemeinsames, die Grenzen der Nationalitäten überschreitendes „Pannoniertum“ verklärt, in der Dichtung, aber auch in der Erinnerung zahlloser Menschen.

Der Nationalismus, der wenigen Regionen Europas so unangemessen war wie dieser, deren Reichtum und Eigenart gerade in der Vielfalt gründete, wurde



importiert. Er kam nach 1866 auf, als durch die Staatsreform des „österreichisch-ungarischen Ausgleichs“ die östliche Reichshälfte der Donaumonarchie den Ungarn zufiel – oder präziser gesagt: den ungarischen Magnaten. Der nationale Druck, der von der jetzt führenden Nationalität ausging, war so groß wie die Verlockung, sich dieser im Lebensstil anzugleichen; gerade von den Donauschwaben haben sich Unzählige aus der gebildeten städtischen Oberschicht noch im 19. Jahrhundert magyarisiert, sie sind schlichtweg Ungarn geworden, was sich sinnfällig in der Magyarisierung ihrer Namen äußerte.

Der Nationswechsel ist, sofern man für historische Dinge dieses Wort verwenden darf, eine „natürliche“, in jeder Epoche millionenfach neu vollzogene Sache. Aber der Druck der herrschenden Nation erschafft sich auch den Gegendruck der anderen Nationen, den er benötigt, um sich selber als rechtens zu empfinden, und so haben sich gemäß dem Beispiel der Ungarn auch die anderen Pannonier nach und nach als Angehörige einer bestimmten „Nation“ entdeckt. Nach 1918 schnitten durch ihr Gebiet die Grenzen dreier Staaten, und in jedem, in Ungarn, Jugoslawien und Rumänien, gab es viele, die sich, einst Bürger eines übernationalen Reiches, jetzt als Angehörige einer nationalen Minderheit wiederfanden. Und der Konflikt der Nationalitäten wurde bald zäh um jede einzelne Schule geführt; es dauerte aber noch, bis aus ihm unter faschistischen Vorzeichen ein „Volkstumskampf“ wurde.

Kollektive Verdächtigung

Warum ist mein Großvater, der es zu etwas gebracht hatte, eben weil er, als echtes Kind der Donau, dieses übernationalen Flusses, in fünf Sprache seine Geschäfte zu tätigen wusste, warum ist mein Großvater, der

bei Serben, Ungarn, Rumänen gleichermaßen geachtet war, als alter Mann eigentlich auf die Flucht gegangen? Hätte er, der kein Nazi war und sich individuell nichts hatte zuschulden kommen lassen, nicht bleiben können?

Nach dem Überfall der Wehrmacht, der Bombardierung Belgrads haben die nazistischen Sondereinheiten eine ungeheure Blutspur durch den Balkan gezogen. Der Völkermord an den Juden wurde mit tödlicher Effizienz organisiert. Die Serben waren kollektiv der Verdächtigung ausgesetzt, Kommunisten zu sein und es mit den Partisanen zu halten, und je größer deren militärischen Erfolge wurden, umso grausamer hat die SS wahllos gegen die Zivilbevölkerung gewütet. Auch unter den Donauschwaben gab es Helfershelfer der Besatzungstruppen, wenngleich Dokumente, die seit einigen Jahren auch von serbischen Historikern anerkannt werden, dafür sprechen, dass es eher eine nazistische Gleichschaltung der politischen Elite gegeben hat denn eine Faschisierung der Volksgruppe selbst.

Gleichwohl war mit der sich abzeichnenden Niederlage des Dritten Reiches auch über die Donauschwaben das Urteil verhängt. Sie wurden zur kriminellen Minorität erklärt, die ihren Anspruch, im sozialistisch-föderativen Jugoslawien zu bleiben, verwirkt hatte. Als die Partisanen sich den Dörfern und Städten in der Batschka und im Banat näherten, haben sich die Donauschwaben folglich auf die Flucht begeben. Ihre Panik war begründet, denn die, die blieben, mussten erleben und erleiden, dass zwischen Tätern, Mitläufern, stillen Verweigerern und Widerständigen nicht unterschieden wurde. Allesamt, auch Kinder und Greise, wurden sie in Lager gesteckt, in denen Abertausende an Hunger und Auszehrung starben, und wer überlebte, wurde in den folgenden Jahren ohne Hab und Gut außer Landes gejagt.



In Rumänien, das im Zweiten Weltkrieg anfangs an der Seite Deutschlands gestanden hat, lagen die Dinge anders; eine ethnische Säuberung wie in Jugoslawien hat es dort nicht gegeben, aber die Lage der Banater Schwaben war auch in Rumänien schwierig genug. In stalinistischen Prozessen wurden Tausende zu mörderischer Zwangsarbeit oder, wie die Repräsentanten der bürgerlichen Intelligenz, zu jahrelanger Haft verurteilt; sobald es dazu die Möglichkeit gab, haben seit den späten sechziger Jahren daher Hunderttausende das Land verlassen. In Ungarn wiederum konnte bleiben, wer mochte und sich in das Schicksal fügte, künftig seine Nationalität zu verschweigen und dankbar sein stilles Glück als braver Proletarier unter braven Proletariern zu genießen.



Global Village

Aus vielen Richtungen waren sie gekommen und hatten durch ihre zähe Arbeit das Ihre dazu beigetragen, dass das ganze, einst menschenverlassene Gebiet eine reiche europäische Region geworden war. In alle Richtungen wurden sie nach über 200 Jahren wieder verstreut. Wie immer, wenn eine multiethnisch geprägte Region national purifiziert wird, hat das auch jenen zum Schaden gereicht, die sich anfänglich als Sieger oder Nutznießer fühlen mochten. Schon zu Titos Zeiten, als das jetzt Vojvodina genannte Gebiet noch eine besondere Autonomie genoss, musste in die einstige Kornkammer des Balkans Getreide importiert werden. In den blühenden Dörfern der Donauschwaben waren Montenegriner und Mazedonier angesiedelt worden, die als Gebirgler mit der agrarischen Kultur der Schwaben nichts anzufangen wussten und deren Reichtum verfallen ließen.

Auf Nachfahren der Donauschwaben kann man heute fast überall auf der Erde stoßen, in Chicago und in Toronto, in Australien, Brasilien, Argentinien, Frankreich und natürlich in Deutschland und Österreich. Tüchtig, wie sie immer schon waren, haben sich die meisten von ihnen, wohin es sie auch verschlug, rasch den Verhältnissen angepasst, die sie vorfanden. Da und dort pflegen sie in Vereinen noch eine folkloristische Gemeinschaft und die Erinnerung an eine Heimat, von der sie nicht zu Unrecht meinen, dass sie ihnen zu Unrecht genommen wurde. Zumal in den USA ist das Vereinsleben noch reger, und im Internet gibt es zahllose Communities, in denen sich Abkömmlinge von Donauschwaben auf Englisch darüber austauschen, aus welchem Land ihr Vorfahren einst in das Banat gezogen waren und in welches sie 1945 geflüchtet sind. Ganze Dörfer mit all ihren Straßenzügen, Friedhöfen, Katasterverzeichnissen werden mittels genealogischer Recherchen als virtuelle Heimat neu aufgebaut, während die konkrete Sprache, dieser regional facettenreiche Dialekt, dessen dunklen Klang ich in meiner Kindheit noch von so vielen Donauschwaben vernommen habe, gerade dabei ist, für immer zu erlöschen.



Donauland Bosnien

In einem der besten Bücher über die Donau erwähnt Claudio Magris Bosnien und mit ihm Sarajewo gleich zwei Mal. Das erste Mal, als er über das Attentat von Sarajewo zu sprechen kommt. Mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand, schreibt Magris, habe Sarajewo Geschichte geschrieben: „In diesen wenigen Augenblicken, haben sich die Pistolenschüsse gelöst; hat Europa Selbstmord begangen.“

An anderer Stelle, die Donau hat in Magris' Buch gerade Bratislava erreicht, erinnert sich Magris an den slowakischen Autor Ladislav Novomeský und eines seiner Gedichte, das von Friedhöfen handelt. „In vielen Dörfern zwischen den Bergen sind die Friedhöfe nicht abgegrenzt“, schreibt Magris, „oder höchstens so, dass man die Umfriedung kaum bemerkt; sie sind offen und dehnen sich über grasbewachsene Wiesenlandschaften aus. (...) Diese epische Vertrautheit mit dem Tod – man findet sie übrigens in Bosnien bei den moslemischen Grabstellen wieder, die einfach im Garte vor dem Haus angelegt werden, während unsere Welt immer neurotischer den Tod zu verdrängen sucht – beweist ein rechtes Maß, ein Gefühl für das Verhältnis zwischen dem Individuum und den Generationen, der Erde, der Natur, den Elementen, aus denen sie sich zusammensetzt.“

Den größten Teil der 20. Jahrhunderts waren Bosnien und die Herzegowina ein Teil Jugoslawiens, zuerst des Königreichs, dann der sozialistischen Föderation. Eines der Identitätsmerkmale Jugoslawiens war seine

Zugehörigkeit zu drei großen Zivilisationen: der balkanischen, der mediterranen und der mitteleuropäischen.

Der balkanische Einfluss ist der dominanteste – aber auch derjenige, der in der öffentlichen Wahrnehmung negativ besetzt ist. Dieses balkanische Element ist auch das, was an Bosnien-Herzegowina nach dem Zerfall Jugoslawiens haften blieb. Seine Verbindungen zum Mittelmeer und zu Mitteleuropa sind hingegen in Vergessenheit geraten.

Vergessene Geografie

Ganz anders dagegen Jugoslawien. Immer war der Staat der Südslawen mit der Adria verbunden und, über die Save und die Donau, mit Mitteleuropa. Für Bosnien-Herzegowina scheint das freilich nicht zu gelten, obwohl es bei Neum ein Gebiet besitzt, das sich auf einer Länge von etwas mehr als zwanzig Kilometern bis zum Adriatischen Meer erstreckt. Dennoch ist seine Zugehörigkeit zum mediterranen Raum in der Welt weit weniger bekannt als die Montenegros, Sloweniens und namentlich Kroatiens.

Gleiches gilt für die Donau. In der gängigen geografischen Wahrnehmung fließt die Donau durch Kroatien und Serbien und verbindet diese mit Mitteleuropa. Und dennoch gehören Bosnien und auch die Herzegowina nicht nur zum Balkan und zum Mittelmeer. Sie sind auch fest mit der Donau und Mitteleuropa verbunden.

Die beiden zitierten Stellen aus Magris' Buch *Donau. Biographie eines Flusses* sind in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Historisch und kulturgeschichtlich haben die vierzig Jahre, in denen Bosnien und die Herzegowina von 1978 bis 1918 Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie waren, die Städte Sarajewo und Mostar Mitteleuropa einverleibt. Das gilt auch, obwohl es sich bei den ersten drei Jahrzehnten um eine



Besetzung handelte; erst im letzten Jahrzehnt, als Bosnien-Herzegowina von Österreich-Ungarn annektiert wurde, wurde es nicht nur *de facto*, sondern auch *de jure* Teil des Reichs. Das Attentat von Sarajewo markierte nicht nur das Ende dieser Zugehörigkeit. Es bedeutete auch das Ende der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie.

Was aber hat es mit den bosnisch-muslimischen Friedhöfen auf sich, die Magris erwähnt? In den Jahrhunderten, bevor Österreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina besetzte, hatte sich das Osmanische Reich, an dessen Seite auch die bosnischen Muslime kämpften, in Richtung Mitteleuropa ausgedehnt. Mehrmals standen die Türken sogar vor Wien. Die Friedhöfe sind auch deshalb Teil des kollektiven Gedächtnisses. Sie kündigen vom Hin und Her der Kulturen in Mitteleuropa und auf dem Balkan.

Erste Begegnung mit der Donau

Meine erste persönliche, sehr private und wohl auch ein wenig sentimentale Vorstellung von der Verbindung Bosniens mit der Donau stammt aus meiner frühen Kindheit. Durch meine Geburtsstadt Travnik fließt der Fluss Lašva. Irgendwo auf halbem Weg zwischen Travnik und Sarajewo mündet die Lašva in den Fluss Bosna. Als Kind bin ich oft mit den Eltern nach Sarajewo gefahren. Die Mündung der Lašva in die Bosna liegt am Weg, und man sieht sie gut durch die Autoscheiben. Ich war wohl vier oder fünf Jahre alt, ich ging noch nicht zur Schule, als ich begann, meinen Eltern diese Frage zu stellen: Wenn die Lašva in die Bosna fließt, was wird dann mit der Bosna, wohin fließt sie? Die Antwort war: In den Fluss Save. Und was passiert mit dem Fluss Save? Der fließt in den Fluss Donau. Und was wird mit dem Fluss Donau? Na, der fließt ins Schwarze Meer.

Damals hatte ich natürlich noch keine Vorstellung von jenem Unterschied, den zum Beispiel die französische Sprache macht. Jene Flüsse, die sich in einen anderen Fluss ergießen, heißen *rivière*. Die aber, die ins Meer strömen, heißen *fleuve*. Gleichwohl war mir bewusst, dass die Donau irgendwie *älter* und *wichtiger* als die anderen Flüsse war, dass sie, wenn sie ins Meer mündet, in ihr das Wasser der Lašva und der Bosna und der Save und anderer mächtiger Flüsse trägt. Durch Sarajewo etwa fließt der Fluss Miljacka, und als mir als Junge erklärt wurde, dass der Fluss Miljacka ebenfalls in den Fluss Bosna fließt, war mir sofort klar, dass auch die Miljacka letztlich in der Donau endet.



Bosniens Flüsse

Nach Sarajewo fuhren wir mehrmals jährlich. Ans Meer dagegen nur einmal im Jahr, im Sommer. Meer, das bedeutete in einer jugoslawischen Kindheit das Adriatische Meer, und der Weg führte uns durch Städtchen wie Donji Vakuf und Bugojno, durch die der Fluss Vrbas fließt. Auf die Frage, wo der Vrbas mündet, war die Antwort: in die Save, und ich wusste – am Ende ist wieder die Donau.

Auf der geografischen Karte Bosniens und Herzegowinas enden vier etwas gewundene blaue *Vertikalen* in einer ebenfalls etwas gewundenen *Horizontalen*. Die vier *Vertikalen* sind (von West nach Ost gesehen) die Flüsse Una, Vrbas, Bosna und Drina, während die *Horizontale* die Save darstellt. Der Schriftsteller Branko Ćopić, irgendwo zwischen Una und Vrbas geboren, schrieb das wunderbare Gedicht *Die bosnischen Läufer*:

*Jeden Tag, ob klar oder düster
läuft mein Wasser ein Rennen durch Bosnien.
Vier Pfade, jeder gewunden,
für jeden Läufer. Wer wird zuerst da sein?*

*Auf dem ersten Pfad die Jungfrau Una,
ewig jung, bekannt für ihre Aufmüpfigkeit,
ein geschmücktes Mädchen aus Martin Brod,
ihr Schmuck glänzt, grünes Wasser.
Sie hat Anlauf genommen von den Höhen der Lika
von den steilen Felsen des Wasserfalls von Štrbci .*

*Einen Pfad darunter rennt dröhnend
ein fröhlicher Bursche, kühn und laut,
der stolze Vrbas, lässigen Gangs,
der Bergsteiger Vrbas, eisiges Wasser,
unter seiner Kraft zerspringen die Felsen,
auf dem Grund flimmern goldene Perlen.*

*Auf dem dritten Pfad blitzt sonnig
die brausende Bosna aus Sarajewo,
ihre Augen brennen, Morgentau,
im Schaum erscheinen grüne Haare.
Sie dreht sich, tanzt, eilt durch Berge,
unruhig, rein und stolz.*

*Auf dem letzten Pfad zerreiben die Hindernisse
eine schwarze Jungfrau, Hochland-Blut,
mit steinigen Ufern, düsteren Weiten,
ewig traurig, die frostige Drina.
Mit Getöse stürzt sie ab, sie singt nichts,
eilt frenetisch über das Schlachtfeld.*

*Am Endziel, am blauen Morgen,
nimmt die verschlafene Save die Läufer auf.*

Bosnische Pforten



Auf poetische Weise verbindet der Dichter in diesem Gedicht, das einem Kinderlied nicht unähnlich ist, Bosnien über die „vier Fäden“ mit der Donau. Branko Ćopić verleiht den vier Flüssen, die der Save und der Donau entgegenstreben, Menschengestalt. Una, Bosna und Drina sind weiblich, bei Ćopić also *Jungfrauen*. Der Vrbas ist dagegen männlichen Geschlechts – und wird zum *Burschen*. So haben wir es als Kinder gelernt.

Doch das ist nur die eine Wahrheit in diesem Land mit dem merkwürdigen, zweigeteilten Namen. Im Grunde erzählen Una, Bosna, Vrbas und Drina nur die bosnische Geschichte. Die Geschichte dreier Jungfrauen und eines Burschen, die sich auf den Weg zur Donau machen.

In der Herzegowina wird dagegen eine andere Geschichte erzählt. Denn neben den vier blauen *Vertikalen*, die in der Save enden, gibt es noch eine blaue *Vertikale* deren Lauf nicht von Süd nach Nord führt, sondern von Nord nach Süd. Ein Fluss, der nicht in die Save und in die Donau entwässert, sondern ins Adriatische Meer. Nicht von einem *rivière* ist hier die Rede, sondern von einem *fleuve*, dem *einzigsten fleuve* des Landes – der Neretva. Allerdings ist die Neretva keiner von Ćopićs *bosnischen Läufern*, denn sie ist ein *herzegowinischer Läufer*. Die bosnischen Flüsse gehören (über Save und Donau) zum Einzugsgebiet des Schwarzen Meers, die herzegowinische Neretva gehört zur Adria. Das ist ein bedeutender Unterschied. Balkanisch sind beide, Bosnien und die Herzegowina. Doch die Flüsse machen den Unterschied. Bosnien ist balkanisch und mitteleuropäisch. Die Herzegowina ist balkanisch und mediterran.

Inneres Land und Periferie

Historisch betrachtet war Bosnien die erste Bezeichnung für das ganze Gebiet, das heute als Bosni-



en-Herzegowina bezeichnet wird. Der Erste, der es erwähnte, war der byzantinische Kaiser Konstantin VII Porfirogenet in seiner Schrift *De administrando imperio*. Er nennt Bosnien dort das *innere Land*. Das hat natürlich mit der Perspektive seines eigenen Reichs zu tun, in dem Bosnien zu dieser Zeit keine *periphere* Provinz war, sondern tatsächlich eine *innere*.

Der südliche Teil Bosniens, der dem Adriatischen Meer zugewandt ist, erhielt den Namen Herzegowina erst im 15. Jahrhundert. Damals wurde der Herrscher Stjepan Vukčić Kosača zum *Herzog* ernannt – und sein Land wurde zur *Herzegowina*, dem *Land des Herzogs*.

Inneres Land oder Peripherie, das ist seitdem das Schicksal von Bosnien-Herzegowina. Zur Zeit des Osmanischen Reichs, als die Türken mehrere Male Wien belagerten und weiter Richtung Osten an der Donau mächtige Städte wie Budapest und Belgrad hielten, war Bosnien ein *inneres* Land. Doch dann mussten sich die Türken zurückziehen. Mit dem Frieden von Karlowitz 1699 – also einem Frieden an der Donau! – wurde Bosnien zum *peripheren* Land. Dieser *periphere* Status am westlichen Rand des Osmanischen Reichs dauerte knapp zwei Jahrhunderte.

1878 schließlich, mit der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich, änderte sich zwar die Herrschaft, nicht aber die geografische Lage. Bosnien-Herzegowina blieb Peripherie, nur keine westliche, sondern von nun an eine östliche. Dort blieb das Land bis zum Ende des Ersten Weltkrieges und dem Untergang Österreich-Ungarns.

In Jugoslawien wiederum – sowohl im Königreich als auch in der sozialistischen Föderation – ist Bosnien ein klassisches *inneres* Land. Vor allem, wenn man es mit den anderen fünf Republiken in der jugoslawischen sozialistischen Föderation vergleicht: Slowenien grenzte



an Österreich, Italien und Ungarn, Kroatien an Ungarn, Serbien an Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Albanien, Montenegro an Albanien, Makedonien an Albanien, Bulgarien und Griechenland. Bosnien-Herzegowina war die einzige der sechs jugoslawischen Republiken, die keine einzige Außengrenze hatte, das einzige jugoslawische *innere* Land.

Mit dem Zerfall Jugoslawiens wurden aus den innerjugoslawischen Verwaltungsgrenzen staatliche Grenzen, so dass Bosnien und Herzegowina heute an drei unabhängige Staaten grenzt: An Kroatien, Serbien und Montenegro. Dennoch besteht die Selbstwahrnehmung des Innen-Seins, der Eingeschlossenheit und der Klaustrrophobie weiter fort. Umso wichtiger sind Neum und Brčko. Über seine zwanzig Kilometer Adriaküste und über seinen Hafen an der Save halten Bosnien und die Herzegowina Kontakt zur großen Welt da draußen.



Brčko, die donauischste Stadt Bosniens

Heute wissen wir, dass der Zerfall Jugoslawiens nicht friedlich verlief, sondern von einem blutigen Bürgerkrieg begleitet wurde, dessen zweifellos blutigste Kapitel sich ausgerechnet in Bosnien und in der Herzegowina abspielten. Alle drei Nachbarstaaten haben an diesem Krieg teilgenommen. Während des Krieges, also von 1992 bis 1995, gehörten die Fragen des Zugangs zur Adria und zum Hafen in Brčko zu den Schlüsselfragen aller Friedensbemühungen.

Das galt besonders für Brčko, den Hafen an der Save, die direkteste bosnische Verbindung zur Donau. Als es nach einer ganzen Serie gescheiterter Friedenskonferenzen in Dayton 1995 zum Friedensschluss kam, waren fast alle strittigen Fragen gelöst – außer dem Thema Brčko. Tatsächlich wäre der Frieden fast an Brčko gescheitert. Also kam es zu einem sehr amerikanischen

Kompromiss. Im Friedensvertrag von Dayton wurde Bosnien-Herzegowina formal-administrativ in zwei Teile geteilt: in die bosnisch-kroatische Föderation und in die Republika Srpska. Die Stadt Brčko gehörte weder zur einen, noch zur anderen. Sie wurde zum Distrikt ernannt, wohl nach dem Vorbild von Washington DC. So hat der Zugang zur Donau Bosnien am Ende dreigeteilt.

Brčko, die wohl *donauischste* bosnische Stadt, ist heute die einzige Stadt, die unmittelbar zu Bosnien-Herzegowina gehört, ohne Teil einer ethnisch definierten Entität zu sein. Über Brčko öffnet sich Bosnien Europa. Nicht das eigene, das nach innen gerichtete, steht hier im Vordergrund, sondern der Weg nach draußen. Den bringt das große Wasser mit sich. Brčko ist die westlichste bosnisch-herzegowinische Stadt an der Save, dem größten jugoslawischen Zufluss zur Donau, unsere größte *Donau-Stadt*, und daher ist es ganz natürlich, dass nach dieser Stadt eine ganze Provinz ernannt wurde. Über Brčko werden heute in der Welt Bücher geschrieben, die es als *freie Stadt auf dem Balkan* beschreiben und damit auf eine Art an Triest erinnern. Damit wären wir wieder bei Claudio Magris, dem großen Essayisten der Donau und Sohn Triests.

Brčko symbolisiert gleichzeitig die Vergangenheit und die Zukunft Bosniens und der Herzegowina: Einerseits steht es für den Krieg und dessen Ende, andererseits für eine Vorstellung von einem Land, das weitaus mehr mit der Welt verbunden ist als das heutige Bosnien-Herzegowina. Diese Verbindung geht in verschiedene Richtungen, aber eine der wichtigsten ist eben die europäische, die Donau-Richtung. Die Donau ist das große Symbol Europas, und die Lage Bosnien-Herzegowinas an ihr scheint den Vers des Dichters Hamze Hume aus Mostar zu widerlegen, nach dem Bosnien „ein Land am Rand Europas“ ist.

Donaustadt Sarajewo

Kehren wir an den Anfang zurück. Was verbindet heute, im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, also fast hundert Jahre nach dem Attentat von Sarajewo und dem Beginn des Ersten Weltkriegs, Bosnien mit der Donau? Weder sind Bosnien und die Herzegowina mehr Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie, noch eine Teilrepublik Jugoslawiens, und noch, noch nicht, ist es Teil der Europäischen Union.

Ich möchte auf diese Frage eine sehr persönliche Antwort geben. Ich kann die bosnischen Flüsse, die ich am häufigsten sehe, die Miljacka und die Lašva, nicht mehr so betrachten, wie ich sie als Kind gesehen habe; mit der Vorstellung, dass das Schiffchen, das ich aus Papier gebaut und in die Lašva oder Miljacka gesetzt habe, vielleicht am Ende bis zum Schwarzen Meer schwimmen könnte. Ich kann es nicht, aber andere, die Kinder von heute, können das. Sie sehen diese Flüsse das erste Mal, während sie das erste Mal in den Fluss der Welt eintauchen. So wie ich vor dreißig Jahren, als ich mir selbst die ersten kindlichen metaphysischen Fragen stellte.

Viel hat sich inzwischen verändert: Es gibt eine neue Gesellschaftsordnung und neue Staaten – und die Welt ist nicht mehr nur analog, sondern auch digital. Und dennoch: Die Geografie ist dieselbe geblieben, die Flüsse fließen in dieselben Flüsse. Und die Kinder sind in diesen zarten, frühesten Jahren wie eh und je neugierig und begierig, dieselben ersten und letzten Fragen zu stellen.

Ich weiß, es ist merkwürdig, dass man sich der Kindheit manchmal leichter erinnert, wenn man außerhalb der Enge der Heimat ist, außerhalb des Ortes oder der Stadt in der man aufgewachsen ist. Ich erinnere mich heute öfter der Kindheit, wenn ich die Donau sehe, als wenn ich auf die Lašva oder die Miljacka



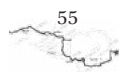
blicke. Ich erinnere mich an mich, wie ich auf die Wellen schaue, auf Wirbel und Stromschnellen, auf den Grund und auf Kaskaden, auf das schnelle, rauschende Wasser, das spritzt, wenn es auf einen Stein trifft. Ich frage mich, was mit diesem mächtigem Wasser wird. Als Kind denkt man, dass es auf alle Fragen eine Antwort gibt und man freut sich, wenn man erfährt, dass die Antwort Donau heißt.

Aus dem Bosnischen von:

Rüdiger Rossig

Vukovar und die Serben

Meine frühesten Erinnerungen sind mit Wasser verbunden. Das Wasser ist das Element meiner Vergangenheit. Immer wieder spült es Bilder hervor. Ich bin vier Jahre alt. Ich stehe auf dem Deck eines Schiffes im Belgrader Hafen. Mein Vater, Offizier der jugoslawischen Kriegsmarine, steht neben mir. Dieses Boot, den *Monitor Sava*, Teil der Kriegsentschädigung, die Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg erhalten hatte, habe ich zum letzten Mal Anfang der neunziger Jahre auf dem Schiffsfriedhof an der Donau in Neu-Belgrad gesehen.



Damals spazierte ich mit meinem sechsjährigen Sohn auf der üblichen Route vom Museum der Modernen Kunst bis nach Zemun. An einer Stelle muss man einen Umweg nehmen. Dort befindet sich militärisches Sperrgebiet. Doch der Posten ließ und passieren. Wir gingen an den vor Anker liegenden Schiffen vorbei. Laut lasen wir einander ihre Namen vor. Plötzlich, inmitten dieser vor sich hin rostenden Eisenkörper, erblickte ich einen Bug mit der Aufschrift: *Sava*. Für einen Augenblick sah ich den Flussmonitor wieder, wie er die Donau entlang glitt. Ich rief mir die Namen der Häfen in Erinnerung, in denen mein Vater weilte, wenn er in den fünfziger Jahren mal wieder unterwegs war: Kladovo, Smederevo, Pančevo, Novi Sad, Apatin, Vukovar.

Vukovar und das Ende Jugoslawiens

Die letzte Stadt in dieser Reihe gibt es so nicht mehr. Auch meine Erinnerung bringt nur Ruinen hervor.

Es sind Bilder aus Zeitungen und Fernsehbilder. Sie zeigen das Grauen auf den Gesichtern der Überlebenden nach der drei Monate langen Belagerung durch das jugoslawische Heer und die serbischen paramilitärischen Einheiten. Damals hieß es, Vukovar sei befreit worden. Ein Absurdum der serbischen Kriegspropaganda.

Heute frage ich mich: Was war da befreit worden? Von wem wurde es befreit? Wer waren die Befreier? Wer die Befreiten?

Ich spreche aus der Perspektive einer Person, die in Jugoslawien geboren und aufgewachsen ist. Die nie Mitglied der Kommunistischen Partei war. Aber auch kein aktiver Oppositioneller. Im Grunde genommen erschöpfte sich mein ganzes Engagement, mein ganzes jungendliches Opponieren in ironischen Kommentaren zum Regime Titos und dem sozialistischen Block. Die Ironie rührte auch daher, das man mit dem jugoslawischen Reisepass ohne Visa sowohl in den Westen, als auch in den Osten reisen konnte. Wir kannten damals beide Seiten der Medaille.

Ende der fünfziger Jahre tauschte mein Vater die Donau gegen das Adriatische Meer. Unsere Familie zog von Belgrad nach Pula um. Ich habe auf Serbisch sprechen gelernt, und wurde in Kroatien eingeschult. Aber das spielte keine Rolle. Im Grunde war es ein – und dieselbe Sprache, Serbokroatisch oder Kroatoserbisch.

Den Zerfall Jugoslawiens habe ich nicht als eine territoriale Ausgrenzung erlebt. Menschen, zumindest die meisten von ihnen, sind keine Viehherden, die man, nur weil es einer befiehlt, einzäunen kann. Die menschliche Existenz ist viel mehr als Nation, als Hymne, Flagge oder Reisepass.

Was hat das mit Vukovar zu tun? Aus der Perspektive der in Vukovar „Befreiten“ wäre es geschmacklos, über die eigenen Widersprüche zu reden, die ich damals

durchlebte. Über all die Jahre des Krieges gab es drei Seiten: zwei, die gegeneinander Krieg führten, und eine, eine angeblich neutrale – die internationale Gemeinschaft. Ich wählte für mich das Niemandland. Von dieser Position ausgehend, schreibe ich diesen Text.

Wie der Wahnsinn beginnt

Heute, nunmehr älter und erfahrener, weiß ich wie der Wahnsinn beginnt. Wie die mediale Vorbereitung funktioniert. Wie die Kriegstreiber das Terrain für die Schlachten vorbereiten, und was bleibt, wenn die Worte der populistischen Führer und ihre Mythen über die ruhmreiche Vergangenheit verhallt sind. Es geht um Interessen, um den eigenen Vorteil, um Geld. So war es seit jeher. Von den einen sagt man, dass sie kämpften, von den anderen, dass sie mordeten.

Die Belagerung von Vukovar war der Anfang vom Ende Jugoslawiens. Kaum einer wollte dem Ruf der Jugoslawischen Volksarmee folgen, um in Vukovar zu kämpfen. Die Belagerung von Vukovar hat bei einer großen Anzahl serbischer Bürger keinerlei patriotische Gefühle geweckt. Im Gegenteil: In einigen Belgrader Stadtbezirken meldeten sich kaum zwanzig Prozent in den Rekrutierungsstellen der Armee.

Es gab jedoch genügend Freiwillige, die sich den paramilitärischen Truppen anschlossen. Sie nannten sich „Adler“, „Tiger“, „Panter“. Es waren Raubtiere, die zu diesem Zweck aus den Gefängnissen freigelassen wurden und das Schlachtfeld von Vukovar betraten. Vukovar war ihr Schlachtfeld, und die jugoslawische Armee, also Serbien, baute auf sie.

Vukovar und die Serben

Und heute? Welche Bedeutung hat Vukovar heute auf der serbischen Seite der Donau?



Für einen kleineren Teil der Bevölkerung ist Vukovar ein Ort der Schande. Für eine andere, ebenfalls kleine Minderheit, ist es ein Ort des Sieges des serbischen, damals noch jugoslawischen Heeres. Für die Mehrheit dagegen ist es ein weißer Fleck, ein Teil der Geschichte, den man am besten vergisst. Auch zwei Jahrzehnte danach gibt es keine Aufarbeitung, keine Katharsis.

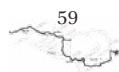
In Kroatien ist es übrigens nicht anders. Dieser Tage wird dort wieder der Fall von Milan Dedaković, genannt der Habicht, diskutiert. Dedaković, der Held von Vukovar, der heute schwer krank ist und in Vergessenheit geraten war. Er war einer von jenen, die die Stadt verteidigten, bis er begriff, dass die kroatische Militärführung Vukovar längst zum Opfer bestimmt hatte. Die Verteidiger von Vukovar wurden bis zum bitteren Ende belogen. Milan Dedaković, der Habicht, genoss hohes Ansehen bei jenen gewöhnlichen Verteidigern, die bis zur letzten Stunde glaubten, es würde Hilfe von der obersten kroatischen Heeresführung kommen. Diese Hilfe kam nicht. Die Helden von Vukovar wurden zum Kanonenfutter. Wer überlebte, hat noch heute an den Folgen zu tragen. Den Habicht hat man, nach einigen seiner öffentlichen Auftritten, auf denen er die heikle Fragen stellte, angeblich mit Prügeln „zur Vernunft“ gebracht, so dass er im Krankenhaus für längere Zeit still hielt. Man gab ihm eine ordentliche Rente und den Orden eines Volkshelden. Krank und enttäuscht, hat er heute dennoch wieder das Interesse der kroatischen Medien geweckt.

Die Verantwortung des Einzelnen

Vukovar ist ein blinder Fleck, genau so wie Srebrenica. Ein Ort der Schande für Europa und die Menschheit. Im Namen welcher Freiheit werden solche Verbrechen begangen? Mich interessiert, was der Einzelmensch tun kann, wenn der Wahnsinn beginnt?

Ich erinnere mich an einen Bekannten, einen Bur-schen aus Belgrad, ein zwanzig Jahre alter Musiker, der während der Belagerung von Vukovar nachts aus seiner Wohnung geholt wurde, um sich schon am nächsten Tag auf dem Schlachtfeld wiederzufinden. Als ich ihm etwa ein Jahr später auf der Straße begegnete, habe ich ihn nicht sofort erkannt. Im ersten Augenblick glaubte ich, er sei schwer krank. Er murmelte nur etwas von der Art: Ich war dort. Ich brauchte einige Zeit, um dieses „dort“ einzuordnen.

Dieses „dort“ ist für Kroatien bis heute ein Symbol des Leidens im Vaterländischen Krieg. Und es stellt eines der wichtigsten Heiligtümer der neueren kroatischen Geschichte dar. Was aber bedeutet Vukovar für Serbien, und was wird der Name dieser Stadt, wenn überhaupt, jenen Generationen bedeuten, die damals noch nicht geboren waren?



Vukovar in den Schulbüchern

Um eine Antwort auf diese Fragen zu finden, hilft ein Blick in die Schulbücher. Vor zehn Jahren wurde Vukovar in den serbischen Schulbüchern nicht einmal erwähnt. Drei Jahre später stand im Geschichtsbuch für die achte Klasse der Grundschule: „Auch die Jugoslawische Volksarmee hat, meist im Laufe der Befreiung der eigenen Kasernen und Soldaten, die in ihnen waren, zur Zerstörung vieler Städte und dem Leid vieler Zivilisten beigetragen. Die Folgen dieser Konflikte waren katastrophal für alle Einwohner ohne Rücksicht auf ihre nationale und religiöse Zugehörigkeit. Die Pogrome von Zivilisten, Serben, Kroaten und Moslems, hinterließen Massengräber.“

Vor zwei Jahren wurde im Schulbuch für Geschichte für die achte Klasse der Grundschule endlich auch Vukovar beim Namen genannt: „Die neue Phase

des Krieges kennzeichneten massenhafte Angriffe kroatischer paramilitärischer Einheiten auf die Jugoslawische Volksarmee, die Belagerung von Kasernen und der Aufruf an kroatische Offiziere und Soldaten, sich Kroatien zur Verfügung zu stellen. Heftige Kämpfe wurden um Vukovar geführt. Nach der internationalen Anerkennung Kroatiens, wobei der Vatikan und Deutschland führend waren, zog sich die Jugoslawische Volksarmee Anfang Januar 1992 aus dem Raum Kroatien zurück“.

Das ist alles. Nirgendwo ein Foto, nirgendwo wird erwähnt, was in Vukovar tatsächlich geschehen ist. In allen Schulbüchern findet man die Interpretation Slobodan Miloševićs von den Ursachen und Ereignissen des Krieges.

Und in Europa? Ich kann mich gut daran erinnern, wie die Franzosen während der Belagerung von Vukovar eine U-Bahn Station nach dieser Stadt benannten. Heute gibt es diesen Bahnhof nicht mehr.

Vukovar blieb also im Schatten der Geschichte zurück. Nicht einmal in Kroatien redet man viel von dieser Stadt, obwohl sie das mächtigste Symbol des Leidens aus dem Vaterländischen Krieg ist. Im Laufe der drei Kampfmomente im Herbst 1991 wurden in Vukovar Tausende unschuldige Zivilisten getötet, in Kroatien spricht man von 4.000. Nie wurde die genaue Anzahl der gefallenen Soldaten auf beiden Seiten festgestellt.

Das Gedächtnis des Wassers

Es gibt das Gedächtnis des Wassers. Die Unzerstörbarkeit des Wassers als Archiv. Auch der menschliche Körper ist ein solcher Gedächtnisspeicher. Alles, was es irgendwo irgendeinmal gegeben hat, bleibt für immer in ihm eingeschrieben. Das Wasser speichert Informationen. Es hat ein Erinnerungsvermögen und prägt sich alles ein, was es umringt: Betonsiedlungen,

Wälder, Felder, Autobahnen, lärmende Arenen, das Geschrei der Verkäufer auf den Marktplätzen, Straßenmusikanten, die eisige Stille der Gletscher.

Die leise und passive Macht des Wassers ist vielleicht die größte Macht, die wir kennen, sie weicht den härtesten Stein auf, findet immer den Weg zu ihrer vorgegebenen Mündung. Wenn das Wasser sich unter die Erde begeben muss, wie in den Karstgebieten, wird es zum unterirdischen Strom. Aber es erinnert sich weiterhin.

Das ist die Lehre der Natur. Vukovar ist das Symbol der Unsinnigkeit des menschlichen Leides. Die Donau – ein Fluss, der in der Ebene nicht geradeaus strömt, sondern mäandert und sich auf Flussarme aufteilt – könnte als ein gescheiterter Fluss des Zusammenlebens der Kulturen bezeichnet werden. Zusammenleben der Kulturen: ein Wort, das auf beiden Ufern auf Missbilligung stößt.

Vom Augenblick an, als Kroatien ein unabhängiger Staat wurde, begann das Problem der Grenzfestlegung. Auch nach zwanzig Jahren gelang es den Behörden Serbiens und Kroatiens nicht, sich darüber zu einigen, wo die Grenze zwischen den beiden Ländern verlaufen soll. Während Serbien die Mitte der Donau als Grenzlinie betrachtet, wie es das Völkerrecht vorsieht, beruft sich Kroatien auf die Katasterkarten von 1878. Auf ihnen ist der ganze Fluss kroatisch.

Die Donau mäandert. Jetzt liegt es an den Experten Serbiens und Kroatiens, Lösungen für das Mäandern der Donau zu finden, das plötzlich die Territorien durcheinander gebracht hat. Bauernhöfe wachten eines Morgens im Nachbarland auf. Die Donau mäandert. So wie das Leben.

Übersetzung aus dem Serbischen:

Andrej Ivanji

Der kroatische Kampf um Vukovar

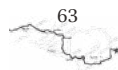
Heute, mehr als zwanzig Jahre nach der Zerstörung der Stadt und der Vertreibung ihrer ehemaligen Bewohner, ist Vukovar das kroatische Kosovo, dessen Mythos immer wieder fortgeschrieben wird. Da sind sich die Dichter einig, die das Martyrium und Heldentum Vukovars beschwören, auf dass die kroatische Nation rekonstruiert werden wird, auch wenn dieser Mythos am Ende Vukovar zerstören wird. So muss das laufen, alles geht in diese Richtung. Uns bleibt nur, zuzusehen und vor Entsetzen zu erstarren.

Vor kurzem wurden die Ergebnisse einer Volkszählung aus dem Jahre 2011 veröffentlicht. Die Auszählung hatte lange gedauert, viel länger als in der Zeit, als es noch keine Computer gab, so wie im ehemaligen Jugoslawien. Vielleicht hat es auch deshalb so lange gedauert, weil das Statistische Amt einräumen musste, dass es diesem Zensus zufolge in Vukovar mehr als 35 Prozent Serben gibt.

Nach dem Gesetz über die nationalen Minderheiten, das in die kroatische Verfassung aufgenommen wurde, um mit der EU die Beitrittsverhandlungen beginnen zu können, haben diese 35 Prozent Mitglieder der serbischen Minderheit das Recht auf die Benutzung ihrer Sprache und Schrift. Das bedeutet, dass Vukovar wieder, wie vor 1991, eine Stadt sein wird, in der auch die Vukovarer Serben ihre Rechte haben. Alle öffentlichen

Bekanntmachungen müssten nun in beiden Alphabeten veröffentlicht werden, auf lateinisch und auf kyrillisch. Die Sprache selbst ist eher zweitrangig, die unterscheidet sich ohnehin kaum voneinander.

Natürlich wird Vukovar – oder das, was davon übrig geblieben ist – in Kroatien bleiben. Die Stadt kann ja nirgendwo anders hingehen, und ein Wunder – wie in den Filmen von Emir Kusturica oder den Romanen von Gabriel Garcia Marquez – ist auch nicht möglich, etwa dass Vukovar über Nacht mit Hilfe des Kyrillischen über die Donau setzt und auf ihre östliche, serbische Seite umzieht.



Wütende Öffentlichkeit

Alleine die Möglichkeit, dass dieses Gesetz angewandt wird, und die Serben in Vukovar tatsächlich ihre Rechte einfordern und bekommen, hat die Öffentlichkeit elektrisiert. Wütende Proteste gab es nicht nur bei der nationalistischen Rechten und innerhalb der radikal katholischen Hälfte der Gesellschaft. Auch die politische Opposition lief Sturm, sekundiert von den herrschenden politischen und kulturellen Eliten, angetrieben von der aggressiven Rechten, aber noch mehr von der Furcht, dass in Kroatien noch jemand – im buchstäblichen Sinne des Begriffs – existieren könnte außer Kroaten.

Branka Kamenski, Redakteurin beim öffentlich-rechtlichen Kroatischen Fernsehen, erklärte in einer ihrer Sendungen, dass die Kroaten mit dem Kyrillischen so vorsichtig sein müssten, wie die Israelis mit Richard Wagner. Das ist genau das bei den Rechtsextremen in den Transformations-Demokratien Osteuropas so beliebte Muster: Immer wieder wird die eigene Minderheitenpolitik mit der Politik Israels begründet oder kritisiert.

Dabei steht – natürlich – hinter jedem dieser kroatischen (oder moldawischen oder ungarischen) Fans des jüdischen Staates und seiner Politik gegenüber den Arabern eine heimlicher Antisemit. Fragen Sie mal einen, der so argumentiert, wo die Juden in Jugoslawien nach 1941 blieben. Die Antwort wird immer diesselbe sein, weil die Frage tief am Nationalstolz der Kroaten, Ungarn und Rumänen kratzt. Also heißt es: Wenn es schon einen Holocaust gab, dann seien einzig Hitler und die Deutschen schuld daran.

Aber Branka Kamenski ist keine moldawische Rechte, sondern ein Günstling der derzeitigen sozialdemokratischen, linksliberalen Regierung in Zagreb, die sich gegenüber Brüssel mit ihrem Kosmopolismus brüstet. Wenn diese Politiker jedoch aus Brüssel zurückkehren, stören auch sie sich am Vukovarer Kyrillisch.

Der Nachkrieg ist noch nicht zu Ende

Als im Januar 2013 Demonstrationen gegen das Kyrillische in Vukovar organisiert wurden, kamen sie zu Tausenden in Autobussen aus ganz Kroatien. Im *Večernji List*, der auflagenstärksten Zeitung, hieß es, es sei ein Unglück für Kroatien, dass der Krieg in Vukovar mit der sogenannten „friedlichen Reintegration“ der serbischen Minderheit unter Aufsicht der Vereinten Nationen geendet habe. Vielmehr wäre es besser gewesen, wenn der Krieg mit einer weiteren „Aktion Sturm“ beendet worden wäre. Auch wenn die rechten Kommentatoren – ebenso wie die gesamte politische Nomenklatura im Staat – nicht zugeben, dass die tatsächliche „Aktion Sturm“ eine Vertreibung von Serben aus Teilen Kroatiens war, suggerieren sie nun genau das: Man hätte sie aus Vukovar vertreiben sollen!

Nach den ersten Demonstrationen gegen das Kyrillische meldete sich auch der Bürgermeister Vukovars,

der linke Politiker Željko Sabo zu Wort. Er gab nicht nur zu, dass auch er gegen das Kyrillische sei. Er gestand sogar, dass er vor einigen Jahren selbst im Schutz der Nacht kyrillische Aufschriften in der Stadt entfernt habe. Empörung? Fehlanzeige. Und natürlich fragte auch niemand, was das denn für eine Sozialdemokratie ist, die sich solcher Taten brüstet.

Noch immer weiß die Regierung in Zagreb nicht, was sie tun soll. Aus Brüssel heißt es unmissverständlich, dass die in der Verfassung verankerten Rechte der nationalen Minderheiten in die Praxis umgesetzt werden müssen. Falls dies unterbliebe, bedeute dies, dass Kroatien bei den Verhandlungen über den Beitritt zur Europäischen Union mit falschen Karten gespielt habe und die politische und kulturelle Elite im Staat alles daran setze, europäisches Recht in Vukovar zu hintertreiben.

Auf der anderen Seite stehen die Kriegsveteranen. Auch sie drohen. Wenn die Regierung auf das Anbringen kyrillischer Schilder besteht, müsse sie gewaltsam gestürzt werden. Stolz verkünden die Veteranen dann in den Nachrichten des kroatischen Fernsehens, dass sie 1991 „in den Krieg gegen das Kyrillische gezogen sind“ und nun nicht zulassen würden, dass sie diesen Krieg zwei Jahrzehnte später ohne jeden Kampf verlieren. Obwohl das kroatische Fernsehen von der Regierung kontrolliert wird, mit deren Sturz sie drohen, will diese Regierung nichts tun, um diese Art von Verbreitung von Hass und Angst im Staat zu unterbinden.

Den Herrschenden gefallen die Drohungen sogar, auch wenn sie gegen sie selbst gerichtet sind. Denn sie wissen, dass die wachsende Wut der Volksmassen, stimuliert von der Wirtschaftskrise und einer wachsenden Arbeitslosigkeit, dann nicht dem politischen Zagreb gilt, sondern zum Beispiel jenen Intellektuellen und Journalisten, die versuchen, die Gründe für die Einführung des



Kyrillischen rational zu verteidigen. Und natürlich richtet sich die Wut des Mobs auch gegen die Serben in Vukovar selbst.

Das einzige, was die Regierung besorgt hat, war, dass zum Zeitpunkt des Ausbruchs der Demonstrationen gegen das Kyrillische nur noch sechs Monate bis zum Beitritt zur Europäischen Union im Juni 2013 lagen. Wäre Kroatien zu diesem Zeitpunkt bereits in der EU gewesen, hätten sie ohne Federlesens gezeigt, wie sie mit dem Kyrillischen und den Rechten der nationalen Minderheiten umgegangen wären. Das Ungarn Viktor Orbáns hat es schließlich vorgemacht.

66

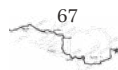
Eine tote Stadt

Die andere Seite des Vukovar-Mythos ist die Vernachlässigung der realen Stadt und ihrer Einwohner seit nunmehr 22 Jahren. Auch wenn ein großer Teil der Gebäude wieder aufgebaut wurde, ist die Stadt im eigentlichen Sinn tot. Von Zagreb aus gesehen scheint es manchmal, als seien in Vukovar einzig die Friedhöfe und die Orte, unter denen die Massengräber liegen, lebendig. Nur dort geschieht etwas: Gedenkveranstaltungen werden abgehalten, Jahrestage begangen, Kriegsveteranen kommen mit nationalen Symbolen und ihren Kriegsfahnen, die aus irgendeinem Grund immer schwarz sind.

Die Mütter gefallener Märtyrer zünden Kerzen an, die Mütter derer, deren Körper nie gefunden wurden, schluchzen an den Gräbern ihrer Söhne, politische Delegationen haben sich in billige Konfektionsanzüge geworfen und legen Kränze nieder, auf denen das kroatische Nationalwappen aus roten und weißen Nelken prangt. Kinder und Enkel weinen an den Gräbern ihrer Väter, Bischöfe und die niedere Geistlichkeit beten öffentlich in reichem Ornament zu Gott, Kessel schwenkend, durch deren Glas hindurch der Geruch

von Weihrauch entweicht. Dann halten sie Predigten, die sich bald in politische Reden verwandeln, und bei diesen politischen Reden auf den Vukovarer Friedhöfen, auf den Gräbern von Vukovar, lassen sie nicht die Gelegenheit verstreichen, auch der kroatischen Opfer des Zweiten Weltkrieges zu gedenken, die die jugoslawischen Partisanen und Antifaschisten 1945 aus Rache und Vergeltung ermordet hätten.

Keiner dagegen erinnert in Vukovar an die Partisanen und an die Opfer, die sie im Zweiten Weltkrieg gebracht haben. Auch nicht an den Holocaust erinnern sie sich und den Völkermord an den Serben, der in diesem Krieg begangen wurde. Wenn Sie fragen, warum in Vukovar nie die Partisanen erwähnt werden, wohl aber die Toten der faschistischen Ustascha, wird man Ihnen wütend entgegenschleudern, warum die selben Partisanen wie 1941 auch 1991 Kroaten getötet haben? So ist das, wenn es um einen Mythos geht.



Das Kreuz als Denkmal

Am Flüsschen Vuka, das bei Vukovar in die Donau mündet, befindet sich ein Denkmal zur Erinnerung an die Verteidiger der Stadt. In der Form eines großen, massiven Kreuzes, in dessen Seite ein kroatisches Nationalsymbol gemeißelt wurde, wurde es zu einem der neuen Symbole der Stadt. Niemand würde es in Kroatien als unangemessen empfinden, dass die Gedenkstätte die Form eines Kreuzes hat. Als wären alle diese Leute in den Kreuzzügen des Mittelalters gefallen, im Kampf gegen Sarazenen und Häretiker, als hätte sie im Sommer 1991 Papst Johannes Paul II. in den Krieg geschickt, nachdem er sie zu Mönchen geweiht hat: Dieses Denkmal stellt, genauso wie der ganze kroatische Vukovar-Mythos, eine solide und unzerbrechliche Verbindung des weltlichen und des himmlischen Kroatiens dar, in der

Einheit der kollektiven Idee vom Staat und der kollektiven Idee von Gott.

Ist es überhaupt möglich, vor dieses Denkmal zu treten und sich nicht zu bekreuzigen und nicht zu Gott zu beten, alles nach katholischem Ritus? Wirst du nicht, wenn du das unterlässt, als Feind oder feindlicher Spion verdächtigt werden?

Das waren die Fragen, die ich mir stellte, als ich vor einigen Jahren an einem spätherbstlichen Vorabend vor diesem Kreuz stand. Ich habe nicht gebetet und mich auch nicht bekreuzigt, obwohl ich das Gefühl hatte, dass mich jemand von irgendwo aus beobachtet. Denkmäler wie diese sind in Vukovar keine Erinnerungsorte, sondern Mittel der Repression.

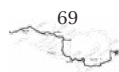
Aus Nachbarn wurden Feinde

Das Kreuz ist noch aus einem weiteren Grund unpassend. Der Krieg in Jugoslawien begann schlagartig und ohne großes Vorspiel. Noch einige Monate zuvor, im Frühjahr 1991, lebten alle ganz normal in Vukovar. Sie gingen zur Arbeit, spielten am Samstag Nachmittag Fußball mit den Arbeitskollegen, sie lebten den Alltag des entwickelten jugoslawischen Sozialismus. Die Mehrheit der jungen Männer, die im Verlauf der sechziger Jahre geboren wurden, war weder getauft, noch gingen sie in die Kirche. Sie konnten nicht einmal ein Gebet aufsagen.

Ein halbes Jahr später waren diese jungen Leute bereits tote Helden, getötet bei der Verteidigung der Stadt oder ermordet bei den Massengräbern, nachdem die Stadt bereits gefallen war. Ist es ihnen in diesen paar Monaten gelungen, das Vaterunser auswendig zu lernen, erlebten sie im Krieg eine Bekehrung oder sind sie – was wahrscheinlicher ist – bei der Verteidigung ihrer Häuser und ihrer Stadt gegen den Angriff der Jugoslawischen

Volksarmee gefallen und dabei nicht wirklich dazu gekommen, an Gott und die Kirche zu denken?

Zudem: Was bedeutet dieses Kreuz, dass auch von manchem Ort in Serbien gesehen werden kann, wenn auf der anderen Seite, am östlichen Ufer der Donau, ein weiteres, etwas anders gestaltetes Steinkreuz steht, sichtbar von Kroatien aus und für die errichtet, die Vukovar angegriffen oder irgendwo um die Stadt herum ihre serbischen Dörfer gegen die Kroaten verteidigt haben? Was geschieht eigentlich, wenn man mit einem katholischen Kreuz auf ein orthodoxes Kreuz schießt und umgekehrt?



Theokratische Wende

Der Einsatz des Kreuzes im Krieg gegen das Kreuz – das ist nur auf den ersten Blick unsinnig. Kreuzförmige Denkmäler wie auch die Anbindung nationaler und nationalistischer Motive an Kreuzrittertum und religiöse Motivationen, haben ihren Sinn im Kampf um die Transformation einer säkularen Gesellschaft, wie sie in ganz Europa besteht, zu einem Glaubensstaat, einer Art europäischem Iran, in dem Bischöfe und Erzbischöfe auftreten wie staatliche Glaubensführer. Ihre Ansichten sollen künftig entscheidend sein bei allen Fragen, die die Gemeinschaft betreffen: von Sex vor der Ehe, Abtreibung und Nacktheit am Strand bis hin zu Außenpolitik und wirtschaftlicher Entwicklung.

Kroatien ist in diesem Sinne weit mehr als Serbien auf gutem Weg, eine getarnte Theokratie zu werden, denn in Kroatien äußern Bischöfe tatsächlich ihre verbindlichen Gedanken zu allen gesellschaftlichen Fragen – und wenn jemand aus der Regierung es wagt, zu widersprechen, wie es Erziehungsminister Željko Jovanović getan hat, indem er die kirchliche Haltung zur Gesundheitserziehung ablehnte, kann es schon vorkommen,

dass ein Bischof das Volk zum Aufstand aufruft, von der „Säuberung“ Kroatiens durch eine neue „Aktion Sturm“ spricht und der Zagreber Weihbischof Valentin Požaić sich öffentlich in seinen über die elektronischen Medien verbreiteten Predigten fragt, „ob Ministar Jovanović eine Vagina hat“?

Und was hat das alles mit Vukovar und dem kroatischen Vukovar-Mythos zu tun?

Im Schatten dieses Mythos, in der demütigen Stimmung, die die Erzählung von hunderten und tausenden getöteten Menschen schafft, entsteht das Umfeld für Predigten über die Verderblichkeit von vorehelichem Sex, die verbrecherische Natur der serbischen Volks, den „Unabhängigen Staat Kroatien“ der faschistischen Ustascha als Erfüllung jahrhundertalter kroatischer Träume, die Ustascha als Befreier und Recht-Schaffer, den teuflischen Charakter von Präservativen, den Juden, die das weltweite Bankgeschäft beherrschen und ehrliche Katholiken und Christen durch Wucherzinsen vernichten. All das also, was die kroatische, nationalistische Rechte heute predigt, angeführt von einer katholischen Kampf-Geistlichkeit und einer großen Mehrheit der kroatischen Bischöfe.

Vor dem „Opfer Vukovars“, unter dem steinernen Kreuz mit dem eingemeißeltem kroatisches Nationalsymbols, sind wir alle gezwungen, zu schweigen und zu Gott zu beten, während die Patrioten und Bischöfe sehr laut von Themen sprechen, die mit dem Krieg nichts, aber auch gar nichts zu tun haben.

Hoffnung Donau

Die Grenze zwischen Serbien und Kroatien ist, im Gegensatz zu den meisten inneren Grenzen auf dem Balkan, relativ neu. So wie sie nun verläuft, besteht sie zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg. Das



längste Stück dieser Grenze bildet die Donau. Auf dem rechten Ufer liegt – normalerweise – Kroatien, auf der rechten Serbien.

Weit, schiffbar und tief verläuft die Donau wie eine prächtige Autobahn und trennt zwei arme, geistig wie materiell verödete Länder. Sie trennt zwei Kulturen und zwei nationale Mythen, die zum größten Teil aus gegenseitiger Abneigung bestehen. Das gilt besonders für die kroatische Kultur, denn sie kommt aus dem kleineren, schwächeren Volk. Unter kroatischer Kultur versteht man das, was nicht serbische Kultur ist. Die kroatische Sprache ist die, die nicht serbisch ist. Wenn es Serbien und die Serben nicht gäbe, wäre es schwer zu definieren, was kroatische Kultur ist, und inwiefern sich die kroatische Sprache vom, sagen wir, Chinesischen unterscheidet.



Die Donau aber ist weder bestimmt dazu, eine Grenze zu sein, noch eine Waffenstillstandslinie. Ein so großer, friedlicher, mächtiger Fluss verbindet verschiedene, oft auch sehr entfernte Kulturen, Identitäten und Sprachen. Die Donau ist eine natürliche Verkehrsader, wahrscheinlich sogar die sicherste in Mittel – und Osteuropa. Die Donau, weit und schön, hat ihre Ufer immer verbunden und nicht geteilt.

Die Donau kann nicht die Grenze zwischen den Welten sein, selbst dann nicht, wenn sie Grenze zwischen zwei Staaten ist. Wenn die Donau Serben und Kroaten trennen würde, so wie die kroatischen und serbischen Nationalisten sich das wünschen, dann müsste sie sich in ein schmales, seichtes, verschmutztes Flüsschen verwandeln, in das sich von der linken Seite die kroatische, von der rechten die serbische Kanalisation ergießt und wo sich im Namen des gemeinsamen Hasses serbische und kroatische Scheiße mischt. Und das wäre die einzige Verbindung zwischen den Völkern.

Aber vergebens: In Anbetracht aller Anstrengung und aller serbischen und kroatischen Beflissenheit kann man die Donau nicht in einen dreckigen kleinen Bach verwandeln. Und auch nicht in eine bloße Waffenstillstandslinie. Dieser Fluss wird für immer seine Ufer verbinden, wer auch immer auf der einen oder auf der anderen Seite leben mag. Städte kann man zerstören und erniedrigen, aber einen großen Fluss niemals.

Wenn immer ich nach Vukovar komme – ich war dort in den vergangenen zehn Jahren nur drei oder vier mal – vergesse ich die Traurigkeit, Beklemmung und Übelkeit, die ich beim Anblick des zerstörten Stadt empfinde, sobald ich mich an den großen Fluss begeben. Die Donau ist die Hoffnung Vukovars, das Versprechen der Zukunft, der Rettung und des Lebens. An der Donau ist Vukovar lebendig mit einem Blick auf die andere Seite, die auf einmal ebenfalls lebendig ist.

Übersetzung aus dem Kroatischen:

Rüdiger Rossig



Brücken der Erinnerung

Ich versuche in die Zukunft zu schauen. Entlang des Donauwassers. Der zielstrebigem Weite. Ich versuche mir ein anderes Europa auszumalen. Eine europäische Nation. Menschen mit anderer Gedankenlast, anderen Erinnerungen, anderen Erfahrungen, als sie mein Vater hatte. Als ich sie hatte. Menschen, die in der Donau das Verbindende sehen. Nicht die Grenze, den Eisernen Vorhang, die aufgedunsenen Leichen, die einst verkrüppelten Brücken. Die Wunden. Die Spuren der Zerstörung. Das Trennende.



Ich versuche an meine Töchter zu denken. Wie sie, einmal erwachsen, nur Schönes mit der Donau verbinden. Wie sie in diesem graubraunen Wasser die Hoffnung sehen. Das Zusammenleben. Die Vielfalt. Wie sie den Kontinent als ihr Zuhause empfinden. Wie sie ungläubig staunen, wenn sie Geschichten über die erbarungslosen Zeiten an der Donau zuhören. Sie werden sich über ihren jüdischen Großvater mit dem Grauen des Zweiten Weltkrieges identifizieren können. Sie werden erfahren, wie er als Kind an der Donau auf seine getöteten Eltern wartete. Wenn sie groß genug sind, werde ich ihnen auch erzählen, wie die Nato Donaubrücken in Serbien bombardierte. Als amerikanische, britische, französische Kampfflugzeuge über Belgrad flogen. Deutsche Tornados. Wie ich auf einer dieser Brücken stand, dem Donnern der Bomben lauschte, in der Finsternis das Feuerwerk der Flak bewunderte. Sie werden mich

fragen „warum“, und ich werde ihnen keine wirkliche Antwort darauf geben können. Nur meine Wahrheit.

Wenn man in Brüssel von der Donau redet, vergisst man oft, dass die europäische Kriegsgeschichte nicht im April 1945, sondern im Juni 1999 aufhört. Vorübergehend. Oder für alle Zeiten. Endlich. Die Deutschen im Schwarzwald und die Serben in Belgrad und Novi Sad waren vor nur vierzehn Jahren Kriegsparteien. Wieder einmal. Die Menschen in den Donauanrainerstaaten.

„Nie wieder Auschwitz“, sagte damals der deutsche Außenminister Joschka Fischer. Er meinte, dass „die Serben“ im Kosovo mit Albanern wie einst die Nazis mit Juden umgingen. Schreckliches taten serbische Streitkräfte, Polizei, paramilitärische Einheiten als das sozialistische Jugoslawien zerfiel. In Kroatien, in Bosnien, im Kosovo. Aber Auschwitz?! Angesichts dessen schien es den meisten Deutschen gerechtfertigt zu sein, dass serbische Donaubrücken bombardiert und zerstört werden. Dass Serbien fast drei Monate lang bombardiert wird. Den Serben erschien, und erscheint es nicht so.

Ich versuche mir ein Europa auszumalen, in dem Geschichte gelernt, und nicht gelebt wird. In dem die Brücken zwischen Erinnerungen ausgebaut worden sind. Ich will hoffen, dass das mit meinen Töchtern beginnt. Es wird aber Generationen brauchen, die nicht vom Krieg berührt werden. An der Ader Europas. An der Donau.

Als die Welt noch in Ordnung war

Wie einem jeden Belgrader Kind, gehörten auch für mich die Flüsse in den Bereich der Selbstverständlichkeit. Die Donau und die Save waren da, soweit das Erinnern reicht. Sie waren Heimat. Es gab nichts Aufregendes bei ihrem Anblick, wie wenn man nach langer Autofahrt, hoch in den Bergen Montenegros, das fremde

Blaue der Adria im grellen Sonnenschein erblickte. Das andere, große Wasser. Die unendliche Breite.

Irgendwann stieg man als Kind mit den Eltern auf die mittelalterliche, von den Türken gebaute, Festung Kalemegdan und schaute, wie die Save in die Donau mündet. Das Bild prägte sich ins Gedächtnis. Noch vor dem Geographieunterricht. Noch vor den vielen Antworten, die man auf die Frage „Donau“ in der Schule lernen musste. Radfahren. Ballspielen. Pfannkuchen mit Blick auf die Donau. Die Flüsse gehörten zur Kindheit. Die Sandstrände. Die Boote. Die Flöße.

Und die Brücken. Will man nach Neubelgrad oder Zemun, muss man die Save überqueren. Will man in die Vojvodina, nach Budapest, und weiter nach Wien und Deutschland, muss man über die Donau. Die Flüsse waren eine natürliche Hürde. Die Menschen mussten Brücken schlagen, um einander besuchen zu können.

Oder zu erobern, wie wir alle ab einem gewissen Alter lernten. Und wie es auch im alten k.u.k.-Soldatenlied heißt:

*Prinz Eugen der edle Ritter
wollt dem Kaiser wird'rum kriegen
Stadt und Festung Belgerad!
Er ließ schlagen eine Brücken,
daß man kunt hinübrücken
mit der Armee vor die Stadt
Als die Brücken nun war geschlagen
daß man kunn mit Stuck und Wagen
frei passir'n den Donaufluß,
bei Semling schlug man das Lager
alle Türken zu verjagen
ihn'n zum Spott und zum Verdruß*

Die Save wird hier simpel als „Donaufluss“ bezeichnet. Das Schlachtfeld war 1717 unterhalb von Ka-



lemegdan. Der edle Ritter von Savoyen ließ eine Pontonbrücke bauen, griff nicht, wie erwartet, vom Land, sondern vom Wasser an, und besiegte die Türken.

In der Familiensaga mütterlicherseits heißt es, dass mein im Kosovo geborener Urgroßonkel Velja in Wien meine österreichische Urgroßmutter Leopoldine kennenlernte, und sie mit ihm gegen den Willen ihrer Familie nach Belgrad floh. Ihre Eltern aus dem Wienerwald wollten ihre Tochter nicht in dieses wilde Serbien ziehen lassen. Ins Unbekannte, entlang des Donautroms. Zu diesen Osmanen. Vielleicht haben sie auch die Ironie von Karl Krauss nicht verstanden, als er dichtete „Serbien muss sterbien“. Oder an die Schlacht Prinz Eugens an den Mauern Belgrads. Serbien war ein Feindbild in Wien. Leopoldine und Velja mussten nach der langen Reise letztendlich die Save aus Zemun auf einer Fähre überqueren. Die Brücken wurden unterhalb von Kalemegdan viel später gebaut.



Von der Donau an den Rhein

Die Donau fließt 588 Kilometer durch Serbien. Über sie führen dreizehn Brücken, sieben davon verbinden Serbien mit den Nachbarstaaten. Schon der römische Kaiser Traian (53-117) ließ eine gigantische Brücke über die Donau im Eisernen Tor bauen, an die heute nur noch eine Tafel, die Traianus-Tafel, erinnert. Er brauchte die Brücke für seine Feldzüge.

Als Verbindung mit dem Westen wurde in Titos sozialistischem Jugoslawien 1975 die Brücke bei dem Ort Beška in der Vojvodina gebaut. Es war die Zeit der Brüderlichkeit und Einigkeit der jugoslawischen Völker. Der Weltoffenheit. Zu dieser Zeit lebte ich vorübergehend mit meiner Familie an einem anderen Fluss. Dem Rhein. In Bonn. Mindestens ein Mal im Jahr fuhren wir nach Belgrad. Und nicht die Staatsgrenze, nicht die Städte

Subotica, oder Novi Sad – erst diese Brücke über die Donau bedeutete für mich Heimat. Und Abschied, wenn es wieder zurück, ins Rheinland, ging. Wenn ich in dieses Wasser springen würde, dachte ich, würde es mich rasch nach Hause bringen. Nach Belgrad.

Zum ersten Mal machte ich mir damals als Zehnjähriger bewusst Gedanken über die Donau. Und die Save. Durch den Umzug war die Selbstverständlichkeit ihres Anblicks verschwunden. Es war der erste große Umbruch meines Lebens. Es ist mir bewusst geworden, dass nicht alles bleiben wird, wie es ist. Und dass Veränderung nicht schlecht sein muss. Nach den Spielen auf alten, verrosteten Kanonen in Kalemegdan, lernte ich die Loreley kennen. So wie Heine von ihr gedichtet hatte. Andere Flüsse – andere Märchen, andere Mythen.

Doch ob an der Donau, dem Rhein, oder der Elbe, Menschen an den Flüssen haben etwas Gemeinsames: Stets müssen sie das nahe Wasser überqueren, damit sie weiter kommen. Sie müssen Brücken schlagen. Zueinander.

Viel später erzählte mir der Flieger, Kommunist, Spanienkämpfer, Literat und Kunsthistoriker Oto Biljimerin, der in Zemun, die Donau vor den Augen, groß geworden ist, von Brücken. Der Mensch baut Brücken der Verständigung, sagte er, der Sprache, der Kunst, des Mythos und des Wissens. Brücken zu Menschen, zu Göttern und zu sich selbst. Die Brücken über die Flüsse und Abgründe, über Meerengen, das sei nur ein geringer Teil des Menschlichen Strebens Hindernisse zu überwinden.

Bihalji gab das Buch *Brücken der Welt* heraus. „Der Mensch.... baut Brücken zum Mond und zu unbekanntem und unerforschten Welten“, schrieb er. „Vor allem aber Brücken zur Überwindung der Fremdheit, des Hasses und der Vorurteile zwischen Völkern, Rassen und Religionen – Brücken der Gleichheit und des Friedens“.



Etwa ein Jahrzehnt nach diesem poetischen Gespräch mit dem unverbesserlichen Philantropen stand ich an der zerstörten Alten Brücke in Novi Sad. Sie war zum strategischen Ziel der Nato erklärt worden.

Freude schöner Götterfunken

Es war reiner Zufall, dass mich die Donau Zeit meines Lebens an einen eigenartigen Krieg erinnern würde. An den Krieg der Nato gegen die Bundesrepublik Jugoslawien. Gegen Serbien. An die erste Kriegshandlung der Nato gegen einen souveränen, europäischen Staat. Ohne die Zustimmung des UN-Sicherheitsrats.

Am Abend des 24. März 1999 saß ich in einem Lokal in Zemun und schaute auf den beruhigenden Strom der Donau. Ich war Journalist, und es waren turbulente Zeiten. Weg vom Stadtzentrum wollte ich ein wenig Ruhe haben. Meine Berichte an den Wiener *Standard* und die Berliner Tageszeitung *taz* hatte ich schon geschickt. „Serbien wartet auf die Bomben“, schrieb ich. Die Verhandlungen über den friedlichen Abzug serbischer Streitkräfte aus, und den Einmarsch der Nato-Truppen in das Kosovo waren am Tag davor endgültig gescheitert. Der Westen, angeführt von den USA, war entschlossen, dem Wüten der serbischen Soldateska im Kosovo ein Ende zu setzen. Das serbische Regime glaubte, dass die Nato es nicht wagen würde, ein europäisches Land zu bombardieren.

Gerade als mir eine nette Kellnerin das zweite Bier brachte, hörte ich sie zum ersten Mal. Die Sirenen. Den Luftalarm. Den aufheulenden, eindringlichen Ton in der Ferne. Es geht also tatsächlich los, dachte ich. Die Nato-Aktion unter dem Code „Barmherziger Engel“ hat begonnen. Die Kellnerin schaute erschreckt in den sonnigen Abendhimmel. Sie erwartete Bomber zu sehen, wie man es aus Kriegsfilmen kannte. Man bekam

jedoch die Kampfjets nie zu sehen. Sie flogen zu hoch. Nur manchmal war ein tiefes Brummen im Himmel zu hören. Dann das Zischen der Marschflugkörper. Darauf die Explosion. Es sollte ein Hightech-Krieg werden. Per Knopfdruck und Joystick. Er wird 78 Tage und Nächte dauern. Die Nato wird 38.000 Einsätze fliegen.

Der „Nato-Aggressor fliegt auf Belgrad zu“, verkündete man im Radio. Geht in die Luftschutzbunker. Meidet die Nähe von militärischen Objekten, Raffinerien, Tankstellen. Und Brücken. Wie soll das denn gehen, fragte ich mich. Die Hälfte meine Familie und Freunde lebte auf der anderen Seite der Save. Ich musste aus Zemun die Save überqueren um ins Büro zu kommen. Alles schien unwirklich zu sein.

Am 1. April bombardierte die Nato die Petrovaradin-Brücke in Novi Sad. Ein neunundzwanzigjähriger Mann kam ums Leben. Oleg Nasov. Er war zur falschen Zeit auf der falschen Brücke. Vielleicht dachte er, dass die wacklige Alte Brücke kein militärisches Ziel der Nato sein könne. Nicht einmal größere LKW durften über sie. Die Brücke wurde zerstört. „Diese Brücke ist nach allen Normen ein ziviles Objekt. Das hier ist die Verletzung der Genfer Konvention“, beklagte sich damals der Bürgermeister von Novi Sad. Am 3. April wurde auch die Brücke der Freiheit zerbombt. Mehrere Menschen kamen ums Leben. Am 26. April endlich die letzte Brücke über die Donau in Novi Sad – die Žeželj-Brücke.

Ich musste das einfach mit eigenen Augen sehen. Ich war neugierig. Und Reporter. Es herrschte Kriegszustand. Als einer der wenigen Journalisten für ausländische Medien, die im Land geblieben sind, holte ich mir von den Belgrader Kriegsbehörden mit großer Mühe eine Reise genehmigung. Ich fuhr nach Novi Sad. Die Straßen waren menschenleer. Da stand es vor mir. Das Wrack der Petrovaradin-Brücke in die Donau gesenkt.



Eine Kriegskulisse. Was hat denn diese alte Brücke mit dem Kosovo zu tun, fragte ich mich. Spinnen die? Auch später kam keine Erklärung, was die Zerstörung dieser drei Brücken 500 Kilometer nördlich vom Kosovo mit der „militärischen Lösung der humanitären Katastrophe im Kosovo“ zu tun hatte. Ich erinnerte mich, wie ich diese Brücke einmal im Morgengrauen mit Freunden nach einer Party zu Fuß überquerte.

Die 341 Meter lange Brücke wurde 1928 von deutschen Firmen aus Dortmund und Stettin erbaut und „Prinz Tomislav Brücke“ getauft. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges 1941 wurde sie vom jugoslawischen Heer gesprengt. 1945 flickten sie deutsche Kriegsgefangene zusammen. Im Jahr 2000 wurde sie endgültig durch die neue „Regenbogenbrücke“ ersetzt, die heute wieder Petrovaradin-Brücke heißt. Sie verbindet den Stadtkern von Novi Sad mit Petrovaradin – Peterwardein – am anderen Donauufer. Dort befindet sich die gleichnamige österreich-ungarische Festung aus dem 17. Jahrhundert. Die größte in Europa zu dieser Zeit. Hier findet seit Jahren eines der größten internationalen Musikfestivals der Welt statt. „Exit“. Dutzend Tausende, vorwiegend junge Menschen aus aller Welt kommen jeden Sommer. Sie können sich die Kriegsbilder am Donauufer vor nicht so langer Zeit nicht einmal vorstellen. Die Donau ist von Trümmern geräumt. Die Brücken stehen wieder. „Exit“ ist eines der Markenzeichen Serbiens geworden. Es war einmal ein Krieg.

Die Geburt des Misstrauens aus dem Geiste der Luftangriffe

Am 3. APRIL 1999 schrieb ich in mein Tagebuch:
Seit Tagen leitet das schauerliche Aufheulen der Sirenen die Nacht in Belgrad ein. Danach wird es totenstill. Mit dem Einbruch der Dunkelheit stirbt das vertraute

Brummen der Großstadt. Ersetzt wird es durch das tiefe Brummen der Kampffjets hoch über den Wolken. Die Straßen sind menschenleer. Kaum jemand wagt sich über die Brücken. Der Stadtverkehr wird um zwanzig Uhr eingestellt. Eine bedrückende Ungewissheit zerreißt die Menschen. Wo wird die Nato heute zuschlagen? Eine Rakete ist mitten in der Stadt nur wenige Meter von einer Entbindungsanstalt explodiert. Sind die wirklich so treffsicher? Man sieht im Zentrum Belgrads viele mit breiten Bändern verklebte Fensterscheiben: Wegen der Wucht der Explosionen können Glasscherben tödlich werden.

4. APRIL:

Es wird dunkel. Bald werden die Sirenen aufheulen. Die Menschen in Belgrad eilen nach Hause. Vor allem um rechtzeitig die Brücken zu berqueren. Seit Tagen spricht man darüber, dass diese das nächste Ziel der Nato sein werden: die vier Brücken über die Save, die die Innenstadt mit den Wohnsiedlungen in Neubelgrad verbinden.

6. APRIL:

Tag an der Save verbracht. Die Wahrscheinlichkeit, dass eine Rakete auch während des Luftalarms eine Brücke trifft, gerade wenn ich mich auf ihr befinde, ist sehr gering. Verbringe Nacht bei meiner Freundin in Neubelgrad. Um 4.30 höre ich dieses zischende Geräusch der ferngelenkten Marschflugkörper. Dann die Detonationen. Einmal, zweimal, dreimal. Wie ein Erdbeben. Durch das Fenster sieht man eine haushohe Feuerflamme. Asche fliegt durch die Luft. Im kristallklaren Morgengrauen ist der Mond durch die riesige, pechschwarze Rauchwolke kaum zu erkennen. Die Reflexion des Feuers kann man kilometerweit sehen. Dann folgen weitere schwächere Detonationen. Die Nato hat diesmal ein Erdllager getroffen. Erstaunlich, wie schnell solche Szenen zum Alltagsleben werden. Um die Mittagszeit gehe ich an die Save Kaffee trinken: der Weg entlang des Flusses ist von Asche bedeckt.



14. APRIL:

Wie üblich heulen die Sirenen kurz nach zwanzig Uhr auf. Belgrader verfluchen das schöne Frühlingswetter: es ist ideal für Luftangriffe. Ich befinde mich auf dem Dach eines Hochhauses in Zemun mit wunderschönem Blick auf die Donau. Hier versammeln sich jede Nacht vorwiegend junge Menschen. Auf die stickigen Luftschutzbunker haben sie keinen Bock mehr. Sie grillen, trinken Bier und schauen live dem Krieg zu. Ihrem eigenen Krieg. Bald hört man das schon bekannte Brummen der Flugzeuge. Dann die ersten dumpfen Detonationen. Aus verschiedenen Richtungen knattert nervös die jugoslawische Flak. Ab und zu hört man das Donnern der schweren Artillerie. Es ist die heftigste Reaktion der jugoslawischen Flugabwehr seit dem Beginn des Krieges. Eine Luftschlacht über Belgrad. Zwischendurch das helle Zischen der Marschflugkörper. Sie fliegen manchmal nur 50 bis 100 Meter über der Erde. Auf dem Dach herrscht in den frühen Morgenstunden eine Stimmung, wie auf einem lokalen Fußballderby. 'Gebt es den Schweinen!,' schreien die jungen Leute, wenn die jugoslawische Flak intensiver feuert. Es sieht wie ein Feuerwerk aus. Ich denke an Europa.

28. APRIL:

Es geht wieder los. Unglaublich starke Detonationen erschüttern Belgrad. Wie kleine Erdbeben. Immer wieder. Fensterscheiben klirren. Der Boden zittert. Bunte, leuchtende Kugel der jugoslawischen Flak zerreißen den pechschwarzen Himmel. Ab und zu sieht man Feuerzungen auf der Erde, denen mit einer sekundenlangen Verspätung ein in Belgrad bisher unerhört starkes Donnern folgt. Die Explosionen kommen aus allen Stadtteilen: Batajnica, Rakovica, dem Residenz – und Botschaftsviertel Dedinje. Der seit dem Beginn des Krieges schwerste Luftangriff der Nato auf Belgrad dauert stundenlang. In einer Fernsehansprache sagte Bundeskanzler Gerhard Schröder:

'Wir führen keinen Krieg, aber wir sind aufgerufen, eine friedliche Lösung im Kosovo auch mit militärischen Mitteln durchzusetzen'. Was sagt denn da Schröder? Der Sozialdemokrat. Kein Krieg?! Glaubt das jemand in Deutschland? Ob Regimekritiker, Opposition, proeuropäische Parteien, oder überzeugte Europäer: Solange einem Nato-Bomben auf den Kopf fallen, herrscht eine antiwestliche Stimmung. Ich frage mich, was Kinder, die heute in Luftschutzbunkern hocken, über Europa denken werden wenn sie erwachsen sind.

Anhalten auf der Brücke als Trotzreaktion



Es muss Mai gewesen sein. Ich war in Pančevo, einem Belgrader Vorort auf der anderen Donauseite, Mittagessen. Es wurde Nacht, als ich mich auf den Weg nach Hause begab. Es war eine dieser Nächte: Luftalarm, Lichtstreifen der Flak im Himmel, irgendetwas brannte auf dem Belgrader Ufer. Ich hielt vor der Brücke. Ich war völlig allein in der Dunkelheit. Kein Auto, keine Menschenseele. Na schön, dachte ich, das sind nur 1,5 Kilometer. Ich drückte aufs Gas. Und dann, mitten auf der Brücke, hatte ich auf einmal keine Lust mehr zu rasen. Ich hielt an. Stieg aus dem Auto. Es war eine blöde Trotzreaktion. Die Donau unter, der Luftkrieg über mir. Ist das alles wirklich? Ich schaute Flussaufwärts. Nach Novi Sad, Budapest, Wien, Schwarzwald.

Ich schaute in die Donau. Jede Welle wie ein Atemzug der Geschichte. Seit jeher schwammen Leichen in diesem Wasser. Nur wenige Wochen vor dieser Nacht, in der ich auf der Pančevo-Brücke stand, entdeckte ein Fischer beim Ort Tekija einen Kühlwagen in der Donau. Über 80 Leichen waren drinnen. Leichen von im Kosovo getöteten albanischen Zivilisten. Man begrub sie heimlich im Belgrader Vorort Batajnica. Die serbische

Polizei wollte ein Massaker verheimlichen. Das erfuhr ich alles später.

Die Pančevo-Brücke verbindet Belgrad mit dem Banat. Ihr Bau beruht auf deutschen Reparationsleistungen nach dem Ersten Weltkrieg. Die kombinierte Straßen – und Eisenbahnbrücke wurde 1935 für den Verkehr freigegeben und „Brücke König Peter II“ getauft. Am 6. April 1941 bombardierte die deutsche Luftwaffe Belgrad. Die jugoslawische Königsarmee sprengte die Pančevo-Brücke in der Nacht auf den 11. April. Deutsche Ingenieure im besetzten Serbien flickten die strategisch wichtige Brücke wieder zusammen. Alliierte zerbombten sie erneut am 3. September 1944, deutsche Truppen gaben ihr während ihres Rückzuges den Rest. Schon im November 1946 wurde sie wieder für den Verkehr freigegeben, erst 1965 jedoch richtig repariert.

Während der Nato-Luftangriffe sind die Belgrader Brücken verschont geblieben. Angeblich wollte sie das Pentagon, wie die Brücken in Novi Sad, zerstören, doch die französische Regierung verhinderte das, mit der Drohung, ihre Truppen dem „Barmherzigen Engel“ zu versagen. Wegen dem wachsenden Unmut in Europa war es für die Nato-Führung wichtig, dass sich alle 19 Mitgliedstaaten an der Aktion beteiligen.

Zurück in die Zukunft

Ich denke an meine Töchter. Ich will glauben, dass sie einen Reisepass der Europäischen Union haben werden. Ich will glauben, dass der Donauraum zwischen Kroatien und Rumänien kein schwarzes Loch bleiben wird. Dass Brücken der Erinnerung gebaut werden. Die in die Zukunft führen.

Jede Brücke wird für die Ewigkeit gebaut. Gewiss auch die Prachtbrücke über die Sava-Insel Ada Ciganlija in Belgrad. Über dem Donauzufluss. Sie ist ein

Markenzeichen der Stadt geworden, 996 Meter lang, 45 Meter breit, mit sechs Fahrspuren und zwei Eisenbahngleisen. Ihr 200 Meter hoher Pylon leuchtet in der Nacht. Sie ist das Sinnbild einer modernen Stadt. Die sich der Zukunft zudreht. Die Ada-Brücke wurde in der Silvesternacht 2012 feierlich eröffnet. Mit einem richtigen Feuerwerk.



Die Autoren

MOMIR TURUDIĆ, geboren 1964 im serbischen Čačak, lebt in Belgrad und arbeitet für die serbische Wochenzeitung *Vreme*. Seine Berichterstattung über die Probleme der Roma ist international anerkannt worden. Er ist einer der führenden Autoren auf dem Gebiet des Mittleren und Nahen Ostens und Nordafrikas.

86

IVAN IVANJI, geboren 1929 in Veliki Bečkerek (heute Zrenjanin) in der Vojvodina in Jugoslawien als Sohn einer jüdischen Ärztefamilie, ist Schriftsteller, Übersetzer und Journalist. In Deutschland bekannt wurde er mit zahlreichen Romanen, zuletzt *Schattenspringen*, 2009, *Geister aus einer kleinen Stadt*, 2010, und *Buchstaben von Feuer*, 2011, Picus Verlag, Wien, und mit dem Buch *Titos Dolmetscher*, Promedia, Wien 2007, über seine Erfahrungen als Übersetzer von Josip Bros Tito. Seine Werke sind in mehrere Sprachen übersetzt. Ivanji lebt in Belgrad und Wien.

KARL-MARKUS GAUSS, geboren 1954, lebt als Schriftsteller, Essayist und Kritiker in Salzburg. Zuletzt erschienen die Bücher *Die Donau hinab*, Haymon Verlag, Innsbruck 2009, *Im Wald der Metropolen*, Paul Zsolnay Verlag, Wien 2010 sowie *Ruhm am Nachmittag*, Paul Zsolnay Verlag, Wien 2012. Die Originalfassung seines Beitrages zu diesem Buch erschien 2006 in der Schweizer Zeitschrift *DU*. Wir danken der Redaktion für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck.

MUHAREM BAZDULJ, geboren 1977 in Travnik, gehört zu den führenden Stimmen der jüngeren Schriftstellergeneration in Bosnien. Er ist Autor von über zehn Büchern, darunter *Das zweite Buch (Druga knjiga)*, *Der*

Zauber (Čarolija), Salzsaat (*Setva soli*). Er schreibt für *Oslobodenje* aus Sarajevo und die Belgrader Wochenzeitschrift *Vreme*. Er lebt in Belgrad und Sarajevo.

DRAGAN VELIKIĆ, geboren 1953 in Belgrad, ist Schriftsteller, Essayist und Übersetzer. Seine Bücher wurden in zehn Sprachen übersetzt. Er publizierte in vielen europäischen Zeitschriften. 1999 lebte er im Exil (Deutschland, Österreich, Ungarn). 2005-2010 war er Botschafter der Republik Serbien in Österreich. Unter anderem sind von ihm auch in deutscher Sprache die Romane erschienen: *Der Fall Bremen* Ullstein, Berlin 2002, *Dossier Domaszewsky*, Marebuchverlag, Hamburg 2004, *Lichter der Brühung*, Ullstein, Berlin 2005, *Das russische Fenster* Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2008. Er lebt in Belgrad.



MILJENKO JERGOVIĆ, geboren 1966 in Sarajewo, ist einer der bekanntesten Exjugoslawiens. Seit 1993 lebt er in Kroatien. In deutscher Sprache sind von ihm unter anderem im Verlag Schöffling & Co. erschienen: *Das Walnusshaus* (Frankfurt 2008), *Sarajevo Marlboro* (Frankfurt 2009), *Frelander* (Frankfurt 2010), *Volga, Wolga* (Frankfurt 2011).

ANDREJ IVANJI, geboren 1965 in Belgrad, ist Journalist, Essayist und Übersetzer. Seit 1994 ist er Balkan-Korrespondent der österreichischen Tageszeitung *Der Standard*. Seit 1996 schreibt er für die *taz* über die Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien. Er ist Redakteur der serbischen Wochenzeitung *Vreme* und lebt in Belgrad.

UWE RADA, geboren 1963 in Göppingen, lebt seit 1983 in Berlin. Er ist Redakteur der *taz* und Buchautor. Im Siedler-Verlag erschienen seine Bücher „Die Oder. Lebenslauf eines Flusses“ (2009), „Die Memel. Kulturgeschichte eines europäischen Stromes“ (2010) sowie „Die Elbe. Europas Geschichte im Fluss (2013). Uwe Rada koordiniert das Onlinedossier „Geschichte im Fluss“ der Bundeszentrale für politische Bildung.

